

## Werk

**Titel:** Heft 2

**Ort:** Bern

**Jahr:** 2006

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?519763432\\_0021](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?519763432_0021) | LOG\_0026

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

# Sozial.Geschichte

Heft 2  
2006

Zeitschrift für historische Analyse  
des 20. und 21. Jahrhunderts

ZWEI KRITIKER DER WEIMARER GESCHICHTSWISSENSCHAFT

GESELLSCHAFTSKRITIK DER  
FRANZÖSISCHEN SOZIOLOGIE HEUTE (TEIL II)

ADA UND THEODOR LESSING

RE-ORIENTIERUNG IM WELTSYSTEM

Peter Lang

**Anschrift der Redaktion**

Zeitschrift *Sozial. Geschichte*

Fritz-Gansberg-Straße 14, D-28213 Bremen

Redaktionssekretariat

Tel: 0049 421-218-9125

Fax: 0049 421-218-9496

E-Mail: [redaktion@stiftung-sozialgeschichte.de](mailto:redaktion@stiftung-sozialgeschichte.de)

Internet: [www.stiftung-sozialgeschichte.de](http://www.stiftung-sozialgeschichte.de)

**Verlag**

Peter Lang AG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Hochfeldstrasse 32

CH – 3000 Bern 9

Tel: 0041 31 306 17 17

Fax: 0041 31 306 17 27

E-Mail: [Info@peterlang.com](mailto:Info@peterlang.com)

Internet: [www.peterlang.net](http://www.peterlang.net)

**Satz und Druck**

Satz: Renate Rolfs, Dreis-Brück, Deutschland

Druck: Rosch Buch GmbH, Deutschland

**Erscheinungsweise**

Dreimal pro Jahr: Februar, Juni, Oktober

**Preis**

Einzelheft: CHF 20.– / € 1\* 13.30 / € 2\*\* 12.40

Abonnement: CHF 48.– / € 1\* 34.– / € 2\*\* 32.–

Zu beziehen direkt über den Verlag [www.peterlang.net](http://www.peterlang.net)

ISSN 1660-2870 (früher 0930-9977)

All manuscripts submitted to this journal are peer reviewed before being considered for publication by the editors. Articles in this journal are abstracted and indexed in Historical Abstracts and America: History and Life

Hinweise zur Manuskriptvorbereitung können aus dem Internet [www.stiftung-sozialgeschichte.de](http://www.stiftung-sozialgeschichte.de) heruntergeladen oder im Redaktionssekretariat angefordert werden.

Ausführliche Hinweise zur Redaktion finden sich auf Seite 2.

\* Der €1-Preis ist inkl. MWSt. und nur gültig für Deutschland und Österreich.

\*\* Der €2-Preis ist excl. MWSt.

---

*Sozial.Geschichte*  
**Zeitschrift für historische Analyse  
des 20. und 21. Jahrhunderts**

## Herausgeber

Karl Heinz Roth, Angelika Ebbinghaus, Marcel van der Linden  
Im Auftrag der Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bremen

## Redaktion

Die Herausgeber in Zusammenarbeit mit den Themenredaktionen

### *Globalgeschichte*

Matthias Middell, Christian Gerlach

### *Zwangsmigration und Genozid*

Ingo Haar, Claudia Kraft  
Jürgen Zimmerer, Dominik Schaller

### *Geschlechtergeschichte*

Jutta Schwarzkopf, Eva Schöck-Quinteros

### *Historische Faschismusanalyse*

Rüdiger Hachtmann, Sven Reichardt  
Marc Buggeln, Jörg Wollenberg

### *Geschichte der Sozialwissenschaften*

Lothar Peter  
Sergio Bologna, Heidrun Kaupen-Haas  
Stephan Moebius, Gerhard Schäfer

### *Historiographieggeschichte*

Peter Schöttler, Mario Wimmer

### *Naber und Mittlerer Osten*

Ursula Günther, Moshe Zuckermann

### *Psychohistorie, Medizingeschichte*

Wolfgang U. Eckart, Angelika Ebbinghaus

### *Transnationale Arbeitsgeschichte*

Marcel van der Linden  
Walther L. Bernecker, Andrea Komlosy

### *Geschichte Nordamerikas*

Olaf Stieglitz, Dirk Hoerder  
Michaela Hampf, Christiane Harzig

### *Wirtschaftsgeschichte / -theorie*

Bernhard Walpen  
Michael Krätke, Dieter Plehwe

### *Migrationsgeschichte*

Christiane Harzig  
Michael Esch, Dirk Hoerder

### *Kolonialismus / Postkolonialismus*

Jürgen Zimmerer  
Sebastian Conrad, Sabine Dabringhaus  
Thomas Fischer, Christian Geulen

### *Osteuropa / Staatssozialismus*

Mario Keßler, Lars Karl  
Erika Voigt, Stefan Wiederkehr

### *1968 und die Folgen*

Hanno Balz, Angelika Ebbinghaus

### *Historische Demographie und Sozialgeschichte*

Josef Ehmer, Alexander Pinwinkler  
Angélique Janssens, Susan Zimmermann

### *Kultur und Geschichte*

Konrad Boehmer (Musik)

Weitere Angaben und Kontaktmöglichkeiten zu den Themenredaktionen finden Sie unter  
[www.stiftung-sozialgeschichte.de](http://www.stiftung-sozialgeschichte.de)

## Wissenschaftlicher Beirat

David Montgomery, Adelheid von Saldern, Heide Gerstenberger, Hans Medick

## Anschrift der Redaktion

Zeitschrift *Sozial.Geschichte*  
Fritz-Gansberg-Straße 14, D-28213 Bremen  
Lektorat Angelika Ebbinghaus  
Redaktionssekretariat Jana Sonntag Tel: 0049(0)421-218-9125 Fax: 0049(0)421-218-9496  
E-Mail: [redaktion@stiftung-sozialgeschichte.de](mailto:redaktion@stiftung-sozialgeschichte.de)  
Homepage [www.stiftung-sozialgeschichte.de](http://www.stiftung-sozialgeschichte.de)

Hinweise zum Bestellen, Kaufpreis und Verlag finden sich auf der Innenseite des Umschlags

---

*Sozial.Geschichte*  
**Zeitschrift für historische Analyse  
des 20. und 21. Jahrhunderts**  
Neue Folge, 21. Jahrgang, Juni 2006, Heft 2

*Sozial.Geschichte* ist die Neue Folge von 1999  
Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts

Sozial.Geschichte Heft 2/2006

---

# Inhalt

## **Forschung**

*Sebastian Ullrich* Ernst H. Kantorowicz und Emil Ludwig:  
Zwei Kritiker der Weimarer Geschichtswissenschaft  
und die »Krisis des Historismus« 7

*Lothar Peter* Neue soziale Bewegungen, soziale Frage  
und Krise der Arbeit: Sozialkritik  
in der französischen Soziologie heute (Teil II) 34

## **Miszelle**

*Jörg Wollenberg* Ada und Theodor Lessing:  
Rückkehr unerwünscht 52

## **Diskussionsforum Globalgeschichte (1)**

*Andrea Komlosy* Historischer Kapitalismus oder  
endlose Kapitalakkumulation im Weltmaßstab?  
Plädoyer für die Auseinandersetzung mit  
Andre Gunder Franks »Re-Orientierung im Weltsystem« 67

## **Rezensionen**

Afrika als Projektion: Zwei Bücher über Deutschlands  
imperiales Selbstbild, besprochen von Christian Geulen 91

Yad Vashem Studies, Band 32 (2004) und Yad Vashem Studies,  
Band 33 (2005), besprochen von Andreas Mix 94

*Maria Fritsche* Entziehungen. Österreichische Deserteure  
und Selbstverstümmeler in der Deutschen Wehrmacht,  
besprochen von Albrecht Kirschner 96

- Klaus Tenfelde/Hans Christoph Seidel (Hg.) Zwangsarbeit im Bergwerk. Der Arbeitseinsatz im Kohlenbergbau des Deutschen Reiches und der besetzten Gebiete im Ersten und Zweiten Weltkrieg, besprochen von Kim Priemel* 98
- Matthias Steinbach* Universitätserfahrung Ost. DDR-Hochschullehrer im Gespräch, besprochen von Mario Keßler 101
- Friedrich-Ebert-Stiftung/Institut für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn (Hg.) Die Siebzigerjahre. Gesellschaftliche Entwicklungen in Deutschland, besprochen von Dominik Rigoll* 102

### **Annotationen**

- Stephanie Coontz* Marriage, a History. How Love Conquered Marriage (M. v. d. L.); *Wolfgang Benz/Barbara Diestel (Hg.)* Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Band 1 und 2 (M. B.); *Elisabeth Herrmann-Otto (Hg.)* Unfreie Arbeits- und Lebensverhältnisse von der Antike bis zur Gegenwart (M. v. d. L.); *Gaby Weber* Daimler Benz und die Argentinien-Connection. Von Rattenlinien und Nazigeldern (K. H. R.); *Kavita Philip/Eliza Jane Reilly/David Serlin (Hg.)* Homeland Securities. Sonderheft der Radical History Review (O. S.); *Jürgen Nordmann* Der lange Marsch zum Neoliberalismus. Vom Roten Wien zum freien Markt – Popper und Hayek im Diskurs (K. H. R.); Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2004 (K. H. R.); *Steve Wright* Den Himmel stürmen. Eine Theoriegeschichte des Operaismus (K. H. R.) 105

### **Kongress**

- World and Global History: First European Congress (Leipzig 22.–24. September 2005), besprochen von Marc Buggeln 110

<b>sozial.geschichte extra</b>	
<b>www.stiftung-sozialgeschichte.de</b>	
<i>Heinrich Senfft</i> »Einer, dem man glaubt« – Richard von Weizsäckers Erinnerung an Vater und Zeitgeschichte	116
<i>Claudia Haupt</i> Hate Speech in den USA – Eine Betrachtung des juristischen Diskurses und darüber hinaus	117
<i>Stefan Heesch</i> 1968 – Musikkulturen zwischen Protest und Utopie – Ein Tagungsbericht	118
<b>Bucheingänge</b>	119
<b>Summaries</b>	120
<b>Autorinnen und Autoren</b>	124

---

Sebastian Ullrich  
Ernst H. Kantorowicz und  
Emil Ludwig: Zwei Kritiker der  
Weimarer Geschichtswissenschaft  
und die »Krisis des Historismus«

1934, ein Jahr nach der Ernennung Adolf Hitlers zum deutschen Reichskanzler, benutzte Friedrich Meinecke den 100. Geburtstag des Historikers Heinrich von Treitschke und das Erscheinen des 150. Bandes der *Historischen Zeitschrift*, um in einem Geleitwort auf die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zurückzublicken. Auf das »lichte Bild historischer Forschung« seien seit dem Ersten Weltkrieg »tiefe Schatten« gefallen, konstatierte der Altmeister der deutschen Historikerzunft. Der Friede von Versailles, die »sozialen Zermürbungen« und der »zum Missglücken verurteilte Versuch einer staatlichen Neubefriedung auf demokratisch-parlamentarischer Basis« hätten eine geistige Lage geschaffen, in der die viel diskutierte »Krisis des Historismus« zum vollen Ausbruch habe kommen können. Obwohl diese nur wenige Forscher »innerlich ganz unberührt« gelassen hätte, habe er das Schwergewicht auf genuine historische Forschung und nicht auf die Diskussion theoretischer Probleme gelegt. Nur in zwei Fällen habe die *Historische Zeitschrift*, so Meinecke, sich offensiv mit den Erscheinungsformen der Krisis auseinandergesetzt. Zum einen im Kampf gegen die »üble historische Belletristik Emil Ludwigs« und zum anderen durch die Auseinandersetzung mit der »geistig ernster zu nehmenden mythisierenden Geschichtsschau der George-Schule« anhand des Stefan George Jüngers Ernst H. Kantorowicz.<sup>1</sup>

1 Friedrich Meinecke, Geleitwort zum 150. Bande der *Historischen Zeitschrift* (HZ) und zum 100. Geburtstage Heinrich v. Treitschkes, in: HZ, 150 (1934), S. 1–9, hier S. 7–9.

Die durch das Ende des Kaiserreichs in ihrem Selbstverständnis tief getroffenen deutschen Historiker waren sich in der Weimarer Zeit ihrer eigenen Rolle und ihres Einflusses auf das nationale Geschichtsbild nicht mehr sicher. »Fachhistorische Bücher werden in breiteren Kreisen kaum noch gelesen«, klagte etwa Wilhelm Mommsen 1930.<sup>2</sup> Die akademischen Historiker befürchteten, angesichts der veränderten politischen Rahmenbedingungen und der neuen Anforderungen des Publikums ihre Deutungshoheit über das nationale Geschichtsbild zu verlieren.<sup>3</sup>

In Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz fand dieses Krisengefühl einen konkreten Angriffspunkt. Als Juden und nicht-professionelle Historiker waren sie beide »Outsider«, die in der Krise der akademischen Geschichtsschreibung nach dem Ersten Weltkrieg zu »Insidern« hatten werden können.<sup>4</sup> Beide erreichten mit ihren historischen Biographien eine große öffentliche Wirksamkeit und beide versuchten, das nationale Geschichtsbild in ihrem Sinne zu beeinflussen – Emil Ludwig als Pazifist und Republikaner, Ernst Kantorowicz als George-Jünger und Gegner der »kaiserlosen Zeit« nach 1918. Indem die »Zunft« sie öffentlich attackierte, versuchte sie gleichzeitig, ihre Deutungshoheit darüber zurückzugewinnen, was als Geschichtsschreibung Geltung beanspruchen konnte und was nicht. Auf die Attacken der professionellen Historiker reagierten beide mit Gegenangriffen, in denen sie das Objektivitätsideal der Geschichtswissenschaft und die theoretischen Grundlagen des Historismus in Frage stellten. Emil Ludwig in seinem Artikel *Historie und Dichtung* von 1929 und Ernst Kantorowicz mit seiner Rede auf dem Historikertag in Halle von 1930.<sup>5</sup>

2 Wilhelm Mommsen, *Legitime und Illegitime Geschichtsschreibung. Eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig*, München/Berlin 1930, S. 7.

3 Vgl. zur Binnenperspektive der Weimarer Geschichtswissenschaft Gideon Reuveni, *Geschichtsdiskurs und Krisenbewusstsein: Deutsche Historiographie nach dem Ersten Weltkrieg*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, 25 (1996), S. 155–186.

4 Vgl. dazu Peter Gay, *Weimar Culture. The Outsider as Insider*, New York/London 2001 (zuerst 1968).

5 Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz sind bisher in der Forschung nur selten, und wenn dann sehr oberflächlich verglichen worden. Vgl. Christoph Gradmann, *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik*, Frankfurt/M./New York 1993, S. 174–176; Helmut Scheuer, *Biographie. Studien zu Funktion und Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1979, S. 171 f.; Gay, *Weimar Culture* (wie Anm. 4), S. 74 f. Der vorliegende Aufsatz basiert auf: Sebastian Ullrich, *Ernst H. Kantorowicz and Emil Ludwig: Two Critics of Weimar Historiography and the »Crisis of Historicism«*, unveröffentlichte M.Phil. Thesis, Cambridge 2003.

Wer waren diese beiden Herausforderer der deutschen Geschichtswissenschaft? Auf den ersten Blick scheinen Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz nicht viel gemeinsam zu haben. Der eine ist heute nahezu vergessen und gilt, wenn man sich noch an ihn erinnert, eher als Autor wissenschaftlich nicht ernst zu nehmender historischer Trivalliteratur.<sup>6</sup> Der andere dagegen wird gelegentlich als intellektueller Vordenker der neuen Kulturgeschichte betrachtet und erfreute sich in den letzten Jahren eines wachsenden wissenschaftlichen Interesses.<sup>7</sup> Dabei war Emil Ludwig durch den großen Erfolg seiner psychologisierenden historischen Biographien mit weltweit über zwei Millionen verkauften Exemplaren bis 1930 einer der meistgelesenen deutschen Schriftsteller seiner Zeit.<sup>8</sup> Im politischen Spektrum der Weimarer Republik standen beide auf diametral entgegengesetzten Seiten. Darüber hinaus strebte Ludwig bewusst nach einer literarischen Breitenwirkung und wollte als Bildungsvermittler gerade auch den »kleinen Mann« erreichen. Kantorowicz vertrat demgegenüber einen elitären Bildungsbegriff. Das einzige Werk, das er bis zu seiner Emigration in die USA 1938 publizierte, seine berühmte Biographie des mittelalterlichen deutschen Kaisers Friedrich II., richtete sich an das deutsche Bildungsbürgertum und nicht an breite Leserschichten. Auf der anderen Seite waren beide in ihrem Geschichtsverständnis von den antihistoristischen Strömungen des Kaiserreichs beeinflusst und standen in einer Oppositionshaltung zur bürgerlichen Welt. Wie sind diese Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu erklären?

6 Vgl. z. B. Ulrich Raulff, *Der unsichtbare Augenblick. Zeitkonzepte in der Geschichte*, Göttingen 1999, S. 118 f. Zu Ludwig vgl. Sebastian Ullrich, »Der Fesselndste unter den Biographen ist heute nicht der Historiker«: Emil Ludwig und seine historischen Biographien, in: Wolfgang Hardtwig/Erhard Schütz (Hg.), *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2005, S. 35–56; Gradmann, *Belletristik* (wie Anm. 5); Franklin C. West, *Success Without Influence. Emil Ludwig during the Weimar Years*, in: *Year Book of the Leo Baeck Institute*, 3 (1985), S. 169–189.

7 Vgl. exemplarisch die Tagungsbände Robert L. Benson/Johannes Fried (Hg.), *Ernst Kantorowicz. Erträge der Doppeltagung am Institute for Advanced Study, Princeton*, Johann Wolfgang Goethe Universität, Frankfurt, Stuttgart 1997; Wolfgang Ernst/Cornelia Vismann (Hg.), *Geschichtskörper. Zur Aktualität von Ernst H. Kantorowicz sowie Barbara Schlieben/Olaf Schneider/Kerstin Schulmeyer* (Hg.), *Geschichtsbilder im George-Kreis. Wege zur Wissenschaft*, Göttingen 2004. Zur Rezeption vgl. Olaf B. Rader, »Gemina Persona«. Über die politischen, ästhetischen und rezeptionsgeschichtlichen Körper des Ernst H. Kantorowicz, in: ebd., S. 347–364 sowie Peter Schöttler, *Ernst Kantorowicz in Frankreich*, in: Benson/Fried (Hg.), *Kantorowicz* (wie Anm. 7), S. 144–161.

8 Die Auflagenzahl nach der Zusammenstellung in Ludwigs Autobiographie: *Emil Ludwig, Geschenke des Lebens. Ein Rückblick*, Berlin 1931.

*Biographische Prägungen*

Sowohl Emil Ludwig als auch Ernst Kantorowicz entstammten dem gehobenen jüdischen Bürgertum. Emil Ludwig wurde 1881 in Breslau geboren. Sein Vater war ein über die Stadt hinaus bekannter Augenarzt, seine Mutter war die Schwester des Kohlenmillionärs Fritz von Friedländer-Fuld.<sup>9</sup> Die Familie des 1895 in Posen geborenen Ernst Kantorowicz besaß eine Likörfabrik, die ihre alkoholischen Getränke in ganz Deutschland verkaufte.<sup>10</sup> Ludwig konnte bereits vor 1914 im Kulturbetrieb des Kaiserreichs auf sich aufmerksam machen. Nachdem der promovierte Jurist sich unter Anleitung seines poetischen Mentors, Richard Dehmel, eine zeitlang erfolglos als Dramatiker versucht hatte, trat er 1911 mit einer sehr erfolgreichen psychologischen Studie zu Bismarck hervor.<sup>11</sup> Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs folgten weitere Bücher, darunter eine kritische Auseinandersetzung mit Richard Wagner, die ebenfalls für einiges Aufsehen sorgte.<sup>12</sup> Außerdem schrieb er Feuilletonstücke für Zeitungen und Zeitschriften, was ihm im Mai 1914 die Ernennung zum Korrespondenten des *Berliner Tageblatts* in London eintrug. Da er wegen extremer Kurzsichtigkeit kriegsuntauglich war, konnte er seine journalistische Tätigkeit auch nach 1914 fortsetzen. Er arbeitete als Kriegsberichterstatte unter anderem auf dem Balkan, in der Türkei und in Wien.

Der 14 Jahre jüngere Ernst Kantorowicz dagegen hatte erst 1913 sein Abitur gemacht. Bei Ausbruch des Krieges bereitete er sich in einer Handelsfirma in Hamburg darauf vor, in das Familiengeschäft einzutreten. Als Freiwilliger der ersten Stunde erlebte er den Weltkrieg von Anfang bis Ende als Soldat. Bis Februar 1917 stand er an der Westfront, wo er 1916 bei Verdun verwundet wurde und das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhielt. Da-

<sup>9</sup> Zu den biographischen Angaben über Ludwig vgl. im Folgenden Ullrich, Ludwig (wie Anm. 6).

<sup>10</sup> Zu Kantorowicz Biographie immer noch grundlegend Eckhart Grünewald, Ernst Kantorowicz und Stefan George. Beiträge zur Biographie des Historikers bis zum Jahre 1938 und zu seinem Jugendwerk »Kaiser Friedrich der Zweite«, Wiesbaden 1982. Vgl. auch Johannes Fried, Einleitung, in: Ernst Kantorowicz, Götter in Uniform. Studien zur Entwicklung des abendländischen Königtums, hg. von Eckhart Grünewald/Ulrich Raulff, Stuttgart 1998, S. 7–45; Kay Schiller, Ernst Kantorowicz oder Mittelalterliche Geschichte als Kunst und Autobiographie, in: ders., Gelehrte Gegenwelten. Über humanistische Leitbilder im 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2000, S. 18–98. Wenig hilfreich ist dagegen Alain Boureau, Kantorowicz. Geschichten eines Historikers, Stuttgart 1992.

<sup>11</sup> Emil Ludwig, Bismarck. Ein psychologischer Versuch, Berlin 1911.

<sup>12</sup> Ders., Wagner oder die Entzauberten, Berlin 1913.

nach war er unter anderem in der Türkei eingesetzt. Während Ludwig vor allem mit Diplomaten und ausländischen Politikern sprach, um Material für seine Kriegsberichte zu sammeln, erfuhr Kantorowicz den Krieg sehr viel direkter und riskierte über Jahre hinweg nahezu täglich sein Leben.

Die Revolution von 1918/19 sah beide bereits auf den entgegengesetzten Seiten des politischen Spektrums. Dem USPD-Wähler Ludwig ging die Umwälzung nicht weit genug. Im Laufe des Krieges hatte er sich von einem eher unpolitischen Ästheten zu einem scharfen Kritiker des politischen Systems des Kaiserreichs entwickelt. Kantorowicz dagegen kämpfte als Mitglied der Freikorps gegen die »Spartakisten« in Berlin und die Räterepublik in München. Was waren die Gründe für diese unterschiedlichen politischen Positionierungen?

Erstens spielte sicher die regionale Herkunft eine Rolle. Posen lag in einem ursprünglich polnischen Gebiet, das 1793 in der zweiten polnischen Teilung annektiert worden war und seit dem Wiener Kongress von 1815 unter preußischer Verwaltung stand. Die »Germanisierungspolitik« des Kaiserreichs schuf in dieser Region eine explosive Stimmung zwischen Deutschen und Polen. Das jüdische Bürgertum Posens optierte eindeutig für die deutsche Seite und fühlte sich als Vorkämpfer deutscher Kultur, wie sich der Schriftsteller Ernst Toller in seiner Autobiographie erinnerte.<sup>13</sup> Es lag also nahe, dass Kantorowicz vor diesem Hintergrund stärkere nationale Gefühle entwickelte als Ludwig, der in dem ethnisch weniger explosiven Breslau aufwuchs. Als Ende 1918 polnische Milizen die Macht in Posen an sich rissen, eilte Kantorowicz in seine Heimatstadt und schloss sich den deutschen Freiwilligenverbänden an. Nachdem Posen auf der Pariser Friedenskonferenz dem neuen polnischen Staat zugesprochen worden war, verkauften die Kantorowicz's 1920 ihr Familienunternehmen und siedelten in das Deutsche Reich über. Hier setzte der spätere Friedrich-Biograph sein bereits während des Krieges begonnenes Studium der Nationalökonomie in Berlin, München und Heidelberg fort und schloss es 1922 mit dem Dokortitel ab.<sup>14</sup>

13 Ernst Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, München/Wien 1978, S. 12 f. Zur »Germanisierungspolitik« im Kaiserreich vgl. Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 2: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 266–281. Zu Kantorowicz in Posen vgl. Jerzy Strzelczyk (Hg.), *Ernst Kantorowicz (1895–1963). Soziales Milieu und wissenschaftliche Relevanz*. Vorträge des Symposiums am Institut für Geschichte der Adam-Mickiewicz-Universität Poznan, 23.–24. November 1995, Poznan 1996 sowie Fried, *Einführung* (wie Anm. 10), S. 10.

14 Ebd., S. 12.

Zweitens fiel der Altersunterschied ins Gewicht. Während Kantorowicz direkt von der Schulbank in den Krieg zog, konnte Ludwig auf eine langjährige Existenz als freischaffender Künstler im Vorkriegseuropa zurückblicken. Bereits 1906 hatte er seinen Hauptwohnsitz in die Südschweiz verlegt und sich später mit seiner Frau bei Ascona am Lago Maggiore ein Haus gebaut. Zwischendurch lebte er einige Zeit in Italien und machte unter anderem eine längere Reise nach Afrika. Auch wenn er sich 1914 zunächst eindeutig mit der deutschen Politik identifizierte, war er durch diesen Erfahrungshintergrund doch kosmopolitisch gestimmt. Er war daher eher dazu disponiert, sich nach 1918 vom deutschen Nationalismus abzuwenden als Kantorowicz.

Drittens wirkten sich die Kriegserlebnisse unterschiedlich aus. Im Gegensatz zu anderen Frontsoldaten, wie etwa Ernst Toller, machte der Krieg Kantorowicz nicht zum Pazifisten. Stattdessen scheint er eher eine zynisch-distanzierte Haltung gegenüber dem Tod und individuellem menschlichen Leid entwickelt zu haben. Für Ludwig dagegen, der mit dem Grauen des Krieges nicht so direkt konfrontiert gewesen war, wurde der Pazifismus nach 1918 zum Kernmotiv seines politischen Engagements. Außerdem hatte er über sein Domizil in der Schweiz Zugang zur Weltpresse und konnte sich daher über die Politik der Reichsleitung und die Kriegslage ein differenzierteres Bild machen. Dies war für die Haltung gegenüber der Revolution nicht ohne Bedeutung.

### *Rebellion gegen die bürgerliche Welt und poetische Vorbilder*

So unterschiedlich auch ihre politische Orientierung in der Weimarer Zeit war, so trafen sich Ludwig und Kantorowicz doch in ihrer gemeinsamen Ablehnung der herkömmlichen bürgerlichen Lebensauffassung. Um die Jahrhundertwende war die Unzufriedenheit mit der bürgerlichen Welt der Elterngeneration ein weit verbreitetes Phänomen. Lebensreform- und Jugendbewegung, neue Entwicklungen in der Kunst wie etwa die expressionistische Malerei der »Brücke«-Künstler – all diese Strömungen lehnten den »künstlichen« Charakter der bürgerlichen Kultur und Lebensweise ab und strebten nach einer neuen Harmonie zwischen Mensch und Natur, nach dem einfachen, schönen und gesunden Leben.<sup>15</sup> Emil Ludwig machte hier keine Ausnahme.

<sup>15</sup> Vgl. Corona Hepp, *Avantgarde. Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende*, München 1987 sowie Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd.1: Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1990, S. 112–124.

Er entzog sich der bereits begonnenen Karriere in der Firma seines Onkels durch seine Umsiedlung nach Ascona – damals ein bekannter Sammelpunkt für Aussteiger, Zivilisationskritiker und Bohemiens –, um nur noch für die Dichtkunst zu leben. Erst nach dieser romantischen Rebellion gegen die profane Sachlichkeit bürgerlicher Existenz hatte er das Gefühl, »die Gesetze seines Wesens« zu erfüllen, wie er zur Rechtfertigung an seine Eltern schrieb.<sup>16</sup>

Ob Kantorowicz sich ohne den Ersten Weltkrieg ebenfalls von der bürgerlichen Welt und ihren Wertvorstellungen abgewandt hätte, muss offen bleiben. Jedenfalls verspürte er nach 1918 offenbar wenig Lust, zu einer bürgerlichen Lebensweise zurückzukehren. Im Rückblick beschrieb er seine Existenz in dieser Zeit als »Freibeutertum«.<sup>17</sup> Ebenso wie Ludwig etwa 13 Jahre vorher scheint er sich die Frage vorgelegt zu haben, worin für ihn ein gutes und sinnvolles Leben bestehen könnte. Und auch ihm war offenbar die Aussicht eines geregelten, aber vollkommen unheroischen bürgerlichen Daseins verlockend. Ebenso wie im Falle Ludwigs setzte ihn der überraschend frühe Tod des Vaters 1919 in die Lage, einige Jahre ohne Verdienst zu bleiben und einen aristokratisch-künstlerischen Lebensstil zu pflegen. Er war daher in der Weimarer Zeit zunächst nicht darauf angewiesen, mit seiner literarischen Produktion Geld zu verdienen. Ludwig hatte dagegen die Reserven, die ihm sein Vater 1906 hinterlassen hatte, bereits vor dem Ersten Weltkrieg aufgebraucht.

Allerdings war diese gemeinsame antibürgerliche Haltung bei den beiden Protagonisten vollkommen unterschiedlich ausgeprägt. Ludwig hatte sich der bürgerlichen Lebenswelt seiner Eltern entzogen, um den Zwängen auszuweichen, die ihn daran hinderten den »Gesetzen seines Wesens« zu folgen. Er betonte intuitive Inspiration, kreative Leidenschaft und Nähe zur Natur. Für Kantorowicz dagegen zählte eine aristokratisch-heroische Haltung, strikter Formwille, Selbstbeherrschung und gesammelte Konzentration. Ludwigs Versuche, seine individuelle Freiheit zu maximieren und seine innere Natur von den Fesseln zu befreien, die ihm die Gesellschaft auferlegte, wären ihm vermutlich eher suspekt gewesen.

In gewisser Weise lassen sich die Unterschiede zwischen Ludwig und Kantorowicz auf die poetischen Vorbilder zurückführen, an denen sie sich orientierten: Richard Dehmel und Stefan George. Dehmel, der heute ebenso

16 Brief Ludwigs an seine Eltern vom 28.5.1906, Schweizerisches Literaturarchiv, Bern, Nachlass Emil Ludwig, T12.

17 Brief Kantorowicz an Stefan George vom 26.11.1933, Stefan George Archiv, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, George III, 6641.

vergessen ist wie Ludwig, war am Ende des 19. Jahrhunderts einer der bekanntesten deutschen Dichter. Seine erotischen Gedichte lösten mit ihrer Herausforderung der bürgerlichen Sexualmoral in der wilhelminischen Öffentlichkeit einen Skandal aus. In seinem Hauptwerk *Zwei Menschen* von 1903 pries er die vereinigende Kraft des Eros und beschrieb, wie zwei durch Schicksal und gegenseitige Anziehung zusammengehörende menschliche Seelen auch gegen die gesellschaftlichen Schranken zueinander finden. Ludwig sah in Dehmel den »Verkünder einer lebensfesten, einer untragischen Epoche«, wie er 1913 in seinem Buch über den Dichter schrieb.<sup>18</sup>

Stefan George war das genaue Gegenteil von Dehmel. Er ergänzte seine antibürgerliche Haltung durch eine starke Ablehnung der Moderne insgesamt. Denn sie hatte in seiner Sicht zu einem Verfall der Kultur geführt und die menschliche Existenz ihrer Würde beraubt. In seinen Gedichten und durch den seit der Jahrhundertwende um ihn entstandenen »George-Kreis« versuchte er ihren Folgen entgegenzuwirken. Dabei hatte er im Gegensatz zu Dehmel keinen emanzipativ-liberalisierenden Ansatz. Vielmehr wollte er die vermeintlich »natürliche« Ordnung wiederherstellen. In seinem Gedicht *Der Dichter in Zeiten der Wirren* von 1921, das 1928 in seinem Lyrikband *Das neue Reich* erschien, beschwor er den erwarteten Erlöser mit den Worten: Er »geißelt die verlaufnen heim ins ewige recht wo grosses wiederum gross ist herr wiederum herr. zucht wiederum zucht«<sup>19</sup> An die Stelle der von Dehmel propagierten Freisetzung einer kreativen Leidenschaft setzte er strikten Form- und Ordnungswillen.<sup>20</sup>

Beide Protagonisten haben wohl die Grundansichten ihrer Vorbilder geteilt. Allerdings war George für die Entwicklung von Kantorowicz sehr viel prägender als Dehmel für die von Ludwig. Er war es, der dem ehemaligen Frontsoldaten seit ihrer ersten Begegnung 1919 Halt und Orientierung ver-

18 Emil Ludwig, Richard Dehmel, Berlin 1913, S. 118. Zu Dehmel vgl. Sabine Henning et al., WRWlt – o Urakkord. Die Welten des Richard Dehmel. Ausstellung in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, 3. August bis 30. September 1995, Herzberg 1995.

19 Stefan George, *Der Dichter in Zeiten der Wirren* (1921), in: ders., *Das Neue Reich*, Berlin 1928, S. 36–39, hier S. 39.

20 Zu George vgl. jetzt Robert E. Norton, *Secret Germany. Stefan George and His Circle*, Cornell University Press 2002. Außerdem Stefan Breuer, *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus*, Darmstadt 1995. Dort auch weitere Literatur. Dehmel und George verband eine gegenseitige Abneigung, die sich zum einen aus ihrem poetischen Konkurrenzverhältnis ergab, zum anderen aber mit der Tatsache zu tun hatte, dass Dehmel Ida Coblenz geheiratet hatte, die einzige Frau, an der George ernsthaft interessiert war.

mittelte. Zudem verlangte George von den Mitgliedern seines Kreises, die ihn mit »Meister« anredeten, eine strikte Unterwerfung unter seine Vorstellungen und Wünsche. Dehmel hatte für so etwas nicht viel übrig. Als Ludwig ihn 1903 in einigen Briefen mit »Hochverehrter Meister« anredete, antwortete er prompt: »Im übrigen bitte ich sie herzlich mich endlich mit dem Meistertitel zu verschonen; wir leben nicht mehr in der Zunfzeit und ich setze meinen Ehrgeiz darein, zeitlebens ein Lehrling zu bleiben.«<sup>21</sup>

Ludwig und Kantorowicz besaßen somit beide einen weltanschaulichen Hintergrund, der ihnen eine selbstbewusste Herausforderung der in ihren Augen engstirnig bürgerlichen Fachwissenschaft erlaubte. Ludwig schätzte die kreativen Außenseiter der Wissenschaft und schrieb ihnen allen Fortschritt, den etablierten Fachvertretern dagegen nur die Verwaltung des Wissens zu. Die moderne Wissenschaft mit ihrer Spezialisierung und strengen Methodik war für ihn weit unter der freien Kreativität des Künstlers angesiedelt. Kantorowicz stand der wissenschaftlichen Sphäre grundsätzlich positiver gegenüber. Als Georgeaner schätzte er den Gedanken der freiwilligen und zweckfreien Hingabe an die geistige Welt und die charakterbildende Kraft des akademischen Feldes.<sup>22</sup> In der bürgerlichen Fachwissenschaft im »Zeitalter der Massen« sah auch er jedoch nur einen »Bonzenbetrieb«, der mit diesem Ideal nicht viel zu tun hatte.<sup>23</sup> Hinzu kam, dass beiden nicht nur der Respekt, sondern auch die Abhängigkeit von der Wissenschaft fehlte, da sie nicht auf deren interne Rekrutierungswege angewiesen waren. Als Erfolgsschriftsteller im Falle Ludwigs und Rentier im Falle Kantorowicz besaßen sie auch so die Möglichkeit, sich der Geschichtsschreibung zu widmen.

### *»Krise des Historismus« und Weimarer Geschichtswissenschaft*

In welchem Zustand befand sich die deutsche Geschichtswissenschaft, mit der Ludwig und Kantorowicz in der Weimarer Zeit konkurrierten? Wie bereits gesagt, war sie durch ein starkes Gefühl der Verunsicherung geprägt.

21 Ludwig an Dehmel 29.1.1903; 19.2.1903; 23.2.1903, Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg, Nachlass Richard Dehmel, DA:Br:L, 1409–1411. Dehmel an Ludwig 1.3.1903, Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N., Nachlass Ludwig, A: Ludwig, 60.713/1a.

22 Zum Thema George und die Wissenschaft: Vgl. Carola Groppe, *Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890–1933*, Köln 1997, S. 627–640.

23 Brief Kantorowicz an Fine von Kahler vom 25.1.1930, Stefan George Archiv, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Korrespondenz Ernst Kantorowicz – Fine von Kahler.

»Das Zeitalter des Historismus ist vorüber [...] der Glaube an die objektive Geschichtsbetrachtung ist verschwunden«, verkündete der preußische Kultusminister, der Orientalist Carl Heinrich Becker, auf dem Historikertag von 1926.<sup>24</sup> Schon im Kaiserreich hatte es eine wachsende Strömung gegeben, die mit Friedrich Nietzsche in dem vom 19. Jahrhundert angehäuften historischen Wissen nur ein »verzehrendes historisches Fieber« sehen wollte, das letztlich zum Relativismus aller Werte und zur Lähmung des Lebenswillens führe. Seitdem entspann sich in Deutschland eine intellektuelle Debatte um den Wert wissenschaftlicher Objektivität in der Geschichtsschreibung und den Zusammenhang von Historismus und Relativismus, die mit so berühmten Namen wie Wilhelm Dilthey und Ernst Troeltsch, oder auch Max Weber und Karl Mannheim verbunden ist.<sup>25</sup> Obwohl die wilhelminische Zeit auch einen Höhepunkt positivistischer Geschichtsforschung markiert, gab es doch gleichzeitig eine Flut von pseudowissenschaftlicher Geschichtsliteratur und eine zunehmende Abwendung von den wissenschaftlichen Rationalitätsstandards der historistischen Geschichtswissenschaft.<sup>26</sup> Der große Erfolg von Julius Langbehn's Buch *Rembrandt als Erzieher* etwa zeigt, wie weit die skeptische Haltung gegenüber der Wissenschaft und ihrem Streben nach Objektivität bereits verbreitet war.<sup>27</sup>

Der Erste Weltkrieg mit seinem Propagandaeinsatz der Wissenschaft brachte eine weitere Erschütterung des Objektivitätsglaubens und ließ die »Krisis des Historismus« erst zu ihrem vollen Ausbruch kommen.<sup>28</sup> Jetzt nahmen die Stimmen noch an Einfluss zu, die eine Abkehr vom bisherigen Wissenschaftsverständnis forderten. Erinnerung sei nur an Erich von Kahlers Schrift

24 Carl Heinrich Becker, Der Wandel im geschichtlichen Bewusstsein, in: Neue Rundschau, 38.1 (1927), S. 113.

25 Zur Historismus-Debatte vgl. Otto Gerhard Oexle, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne, Göttingen 1996; zeitgenössisch: Karl Heussi, Die Krisis des Historismus, Tübingen 1932.

26 Wolfgang Hardtwig, Die Krise des Geschichtsbewusstseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: Jahrbuch des historischen Kollegs 2001, München 2002, S. 47–75, hier S. 48.

27 Zu Langbehn vgl. Fritz Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Neuauf. mit einem Vorwort von Norbert Frei, Stuttgart 2005 (amerik. Orig. Berkeley 1961), S. 141–246.

28 So Becker, Wandel (wie Anm. 24); ebenso Heussi, Krisis (wie Anm. 25). Der Zusammenhang zwischen Kriegspropaganda und zunehmendem Zweifel an der Möglichkeit wissenschaftlicher Objektivität existierte auch in den USA. Vgl. Peter Novick, That Noble Dream. The »Objectivity Question« and the American Historical Profession, Cambridge 1988, S. 111–132.

*Der Beruf der Wissenschaft*, in der er Max Webers berühmte Rede *Wissenschaft als Beruf* attackierte. Kahler, der mit Kantorowicz gut befreundet war, forderte eine »neue Wissenschaft«, die sich am »Leben« orientierte und nicht mehr nach abstrakten, objektiven Wahrheiten strebte.<sup>29</sup> Das Kriegserlebnis und der Zusammenbruch der überkommenen Ordnung im Jahre 1918 hatten schließlich, wie Ernst Troeltsch in seinem berühmten Aufsatz *Die Krisis des Historismus* von 1922 feststellte, zu einem Hunger nach sinnstiftenden und Orientierung gebenden historischen Schriften geführt.<sup>30</sup> Ein Bedürfnis, dem die professionellen Historiker mit ihrer Spezialisierung nicht gerecht wurden. Stattdessen wurde diese Sinnggebung von Außenseitern geleistet, wie etwa von Oswald Spengler mit seinem Bestseller *Der Untergang des Abendlandes*.<sup>31</sup> Während Spenglers kulturmorphologische Studie auf einem Ansatz beruhte, mit dem die Fachwissenschaft gar nicht konkurrieren konnte und wollte, befanden Ludwig und Kantorowicz sich auf ihrem ureigensten Gebiet: dem der Biographien bedeutender historischer Figuren. Indem sie deren Werke exemplarisch attackierte, versuchte sie die Initiative zurück zu gewinnen und aus der Defensive, in die sie nach dem Weltkrieg geraten war, wieder in die Offensive überzugehen.

### *Die Biographien, ihre Hintergründe und geschichtspolitische Ausrichtung*

Emil Ludwig war als Biograph zum Historiker geworden und nicht umgekehrt. »Der Fesselndste unter den Biographen ist heute nicht der Historiker«, hatte er noch in dem Essayband *Der Künstler* von 1914 geschrieben.<sup>32</sup> Mit seinen Biographien großer Männer wollte er seine Leser zu einem »produktiven Idealismus« anregen.<sup>33</sup> Sie sollten als »Vorbilder des Menschlichen« dienen und zusammen eine »Galerie von symbolischen Formen des Genies«

29 Erich von Kahler, *Der Beruf der Wissenschaft*, Berlin 1920; Max Weber, *Wissenschaft als Beruf*, in: Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von Johannes Winckelmann, 7. Aufl., Tübingen 1988, S. 582–613. Vgl. auch Groppe, *Bildung* (wie Anm. 22), S. 609–618.

30 Ernst Troeltsch, *Die Krisis des Historismus*, in: *Neue Rundschau*, 33.I (1922), S. 572–590, besonders S. 576.

31 Zu Spengler vgl. Detlef Felken, *Oswald Spengler. Konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur*, München 1988.

32 Emil Ludwig, *Charaktere und Biographien*, in: ders., *Der Künstler*, Berlin 1914, S. 204–213, hier S. 208.

33 Ludwig, *Geschenke* (wie Anm. 8), S. 9.

ergeben.<sup>34</sup> Allerdings wollte Ludwig keine heroischen Bilder von unfehlbaren Übermenschlichen zeichnen, sondern gerade dadurch auf breite Schichten wirken, dass er auch die Großen der Geschichte mit all ihren Fehlern und Schwächen darstellte. Sein Ziel war, wie es in seinem 1924 erschienenen Buch *Genie und Charakter*, einer Sammlung von zwanzig knappen Porträtskizzen, hieß, »darzustellen, wie große Männer keine Götter sind, wie sie von denselben allzumenschlichen Passionen, Hemmungen und Lastern geschüttelt wurden, die jeden Sterblichen beunruhigen, und wie sie dennoch sich zu ihren Zielen durchkämpfen«. Dies, so Ludwig weiter, »ist unsere erzieherische Absicht. Auf diese Art spornt man den Menschen an, sich selbst, trotz allem, das Höchste abzufordern.«<sup>35</sup>

Nachdem er bereits im Frühjahr 1919, von der Revolution enttäuscht, in sein Haus am Lago Maggiore zurück gekehrt war, widmete er sich der Abfassung seiner ersten großen Biographie. Zum Objekt seiner Darstellungskunst erkor er den Kulturheros der Deutschen: Goethe. Mit dieser, 1920 in drei Bänden erschienenen Lebensbeschreibung begründete er seinen Ruf als Biograph.<sup>36</sup> Danach folgte zunächst eine Studie über Rembrandt und ein Jahr später sein erster wirklicher Massenerfolg, seine Napoleon-Biographie von 1924, die sich allein in Deutschland bis 1930 189.000 mal verkaufte und in den USA die sensationelle Auflage von 508.000 Exemplaren erreichte.<sup>37</sup> Zu einem wirklichen Konkurrenten der Fachwissenschaft wurde Ludwig jedoch erst, als er sich in das Gebiet der deutschen Zeitgeschichte vorwagte. 1925 erschien seine Biographie Wilhelms II., die zur literarischen Sensation des Jahres wurde.<sup>38</sup> Dorothy von Moltke, die Mutter Helmuth James von Moltkes, schrieb darüber in einem Brief vom 3. März 1926: »Ich lese gerade eine hochinteressante Biographie des Kaisers von Emil Ludwig, einem Republikaner. Brillant geschrieben und einfach atemberaubend. Die Leichtfertigkeit, die Autokratie, die Eitelkeit und der partielle Wahnsinn des Kaisers sind bestürzend, und doch hat ein Mann solchen Kalibers Ge-

34 Emil Ludwig, *Genie und Charakter*. Zwanzig männliche Bildnisse, Berlin 1926, S. 15; ders., *Historie und Dichtung*, in: *Die Neue Rundschau*, 40 (1929), S. 358–381, hier, S. 380.

35 Ludwig, *Genie* (wie Anm. 34), S. 15.

36 Emil Ludwig, *Goethe. Geschichte eines Menschen*, 3 Bde., Stuttgart/Berlin 1920.

37 Zahlen nach Ludwig, *Geschenke* (wie Anm. 8). Emil Ludwig, *Rembrandts Schicksal*, Berlin 1923; ders., *Napoleon*, Berlin 1924.

38 Emil Ludwig, *Wilhelm der Zweite*, Berlin 1925. Zur Reaktion auf das Kaiserbuch vgl. Gradmann, *Belletristik* (wie Anm. 5), S. 46–58.

schichte gemacht. Das Buch ist nicht unparteiisch, aber es verfälscht nicht das Beweismaterial [...]. Auf jeden Fall wird es mehr zum Tod der Monarchie in Deutschland beitragen als sonst irgendetwas.«<sup>39</sup> 1926 folgte dann eine Bismarck-Biographie, und 1929 bemächtigte sich Ludwig auch noch des im Zusammenhang mit der sogenannten »Kriegsschuldfrage« wohl umstrittensten Themas der Weimarer Zeit, nämlich des Kriegsausbruchs im *Juli 14*.<sup>40</sup>

Wann Kantorowicz den Plan fasste, eine Biographie über Friedrich II. zu schreiben, kann heute nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Er selber gab an, bereits 1921, also noch vor Beendigung seines Studiums der Nationalökonomie, mit der Arbeit begonnen zu haben.<sup>41</sup> Entscheidend war wohl auch hier seine Begegnung mit Stefan George. Der George-Kreis war seit 1914 mit einer Reihe von biographischen Werken hervorgetreten. So hatte etwa Heinrich Friedemann 1914 über Platon geschrieben, Friedrich Gundolf 1916 sein berühmtes Goethe-Werk veröffentlicht, Ernst Bertram 1918 Nietzsche verewigt und Berthold Vallentin 1923 ein Lebensbild Napoleons gezeichnet.<sup>42</sup> 1924 erschien dann Gundolfs Studie *Caesar. Geschichte seines Ruhms*, die das Bild Caesars über die Jahrhunderte verfolgte und für Kantorowicz von großer Bedeutung war.<sup>43</sup> Auch die Georgeaner verbanden mit ihren Biographien ein erzieherisches Programm. Sie betrieben monumentalische Geschichtsschreibung im Sinne Nietzsches. Es ging ihnen darum, das Gefühl für menschliche Größe wiederherzustellen und angesichts der in ihrer Sicht respektlosen, zergliedernden Moderne die Ehrfurcht vor dem schöpferischen, »ganzheitlichen Menschentum« zu restaurieren. Sie riefen, wie Gundolf schrieb, »um der Menschenwürde und der Scheu willen [...] die ewigen Gestalten« ins Gedächtnis.<sup>44</sup> Der George-Kreis stützte sich dabei auf die Beobachtung, dass die großen Gestalten der Geschichte in

39 Dorothy von Moltke: Ein Leben in Deutschland. Briefe aus Kreisau und Berlin 1907–1934, eingeleitet, übersetzt und hg. von Beate Ruhm von Oppen, München 1999, S. 113.

40 Emil Ludwig, Bismarck. Geschichte eines Kämpfers, Berlin 1926; ders., Juli 14, Berlin 1929.

41 Vgl. dazu Martin A. Ruehl, »In This Time without Emperors«: The Politics of Ernst Kantorowicz's »Kaiser Friedrich der Zweite« Reconsidered, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes, 63 (2000), S. 187–242, hier S. 197, Anm. 75.

42 Heinrich Friedemann, Platon. Seine Gestalt, Berlin 1914; Friedrich Gundolf, Goethe, Berlin 1916; Ernst Bertram, Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Berlin 1918; Berthold Vallentin, Napoleon, Berlin 1923.

43 Friedrich Gundolf, Caesar. Geschichte seines Ruhms, Berlin 1924.

44 Ebd., S. 7.

Symbolen und Mythen fortlebten und durch ihr Beispiel zur Nachahmung anregten. Gundolf hatte dies exemplarisch an der Figur Caesars beschrieben, der dem Kreis als Urform des Herrschertypus galt. Die moderne Welt mit ebensolchen Typen von Helden und Führergestalten zu versorgen und damit zu ihrer Überwindung beizutragen, war das erklärte Ziel der Georgeaner.

Ludwig holte die großen Männer von ihrem Sockel herunter, damit sie ihre erzieherische Wirkung als Ansporn zu großen Leistungen erfüllen konnten. Die Georgeaner hoben sie gewissermaßen noch weiter hinauf, da sie sich die erzieherische Wirkung von Respekt, Ehrfurcht und Distanz und nicht von vertrauter Nähe versprachen. Sie wollten die elitären Maßstäbe und die Ungleichheiten wiederherstellen, die ihrer Meinung nach von der Moderne vernichtet worden waren. Dementsprechend richteten sich ihre Werke auf die Schaffung eines kleinen Geistesadels und nicht auf die Aktivierung der breiten Masse zu »produktivem Idealismus« wie die Lebensbilder Ludwigs.

Friedrich II. galt George als der größte der mittelalterlichen Kaiser. Er verkörperte für ihn sowohl den Typus des Universalherrschers als auch die Synthese zwischen Deutschtum und Römertum, die er zum Idealbild deutscher Entwicklungsmöglichkeiten erhob.<sup>45</sup> Immer wieder hatte er in Gesprächen betont, für wie wichtig er die baldige Gestaltung der Friedrich-Figur durch den Kreis halte.<sup>46</sup> Um so begieriger griff er zu, als sich ihm durch Kantorowicz die Möglichkeit dazu bot. George war daher in den Entstehungsprozess des Werkes vielfältig eingebunden und las das Manuskript sorgsam Korrektur. 1927 erschien das Buch bei Georg Bondi, dem Verleger des George-Kreises, unter dem Signet Georges mit dem Hakenkreuz auf dem Titel.<sup>47</sup>

Die Biographien von Ludwig und Kantorowicz waren in ein jeweils unterschiedlich angelegtes ambitioniertes Erziehungsprogramm eingebunden, das den Anspruch erhob, die durch die moderne bürgerliche Gesellschaft bedrohte »Menschlichkeit« wiederherzustellen. Beide besaßen zudem aber auch eine klare geschichtspolitische Intention. Ludwigs Schriften der Weimarer Zeit sollten im Rahmen seines Pazifismus dem Ideal der übernationa-

45 Vgl. dazu das Gedicht »Gräber in Speier«, in: Stefan George, *Der siebente Ring*, 6. Aufl. Berlin 1922, S. 22f. Zu Friedrich im George-Kreis Vgl. Norton, *Secret Germany* (wie Anm. 20), S. 660–674. Vgl. auch Gustav Seibt, *Römisches Deutschland. Ein politisches Motiv bei Rudolf Borchardt und Ernst Kantorowicz*, in: *Sinn und Form*, 46 (1994), S. 61–71.

46 Norton, *Secret Germany* (wie Anm. 20), S. 662.

47 Zur Rolle Georges bei der Fertigstellung des Buches vgl. Grünewald, *Kantorowicz* (wie Anm. 10).

len Menschlichkeit und dem Frieden in Europa dienen. Gleichzeitig verfolgte er jedoch auch ein engeres geschichtspolitisches Programm zur Legitimierung der Weimarer Republik, die er als Garant des Friedens betrachtete. Indem er in seinen Büchern und seiner Publizistik das Wilhelminische Kaiserreich für die Niederlage im Ersten Weltkrieg verantwortlich machte und ein düsteres Bild dieser Epoche zeichnete, versuchte er, das Nachfolgesystem, die Republik, zu stabilisieren. Vielleicht das beste Beispiel für Ludwigs Geschichtspolitik sind seine in der großen Bismarck-Biographie von 1926 gipfelnden vielfältigen Versuche, den Bismarck-Mythos, eines der Kernelemente der rechten Propaganda, für die Republik zu reklamieren.<sup>48</sup> So hieß es am Ende seines *Bismarck*: »Deutschland lebt. Die Fürsten haben es in der Not verlassen, aber das Volk, das er zu spät erkannte, hat ausgehalten und Bismarcks Werk gerettet.«<sup>49</sup> »Wir haben Emil Ludwig einen Dank abzustatten. Bismarck, das ist unsere, des Deutschen Reiches, Geschichte. Wer sie so erzählt, dass Millionen Deutsche sie richtig lesen, der sichert den Weg, den es allein jetzt gehen kann, den Weg der Republik«, urteilte Rudolf Olden im *Berliner Tageblatt*.<sup>50</sup>

In den 70er Jahren wurde Ludwig von Seiten der Literaturwissenschaft der Vorwurf gemacht, er habe der Entwicklung eines demokratischen Bewusstseins entgegen gewirkt und durch seine Herausstellung »großer Männer« letztlich dem Führerglauben der Deutschen in die Hände gearbeitet.<sup>51</sup> Demgegenüber ist zu betonen, dass sein Versuch, der Republik historische Legitimität zu verschaffen, eines der wenigen erfolgsversprechenden, prorepublikanischen geschichtspolitischen Projekte der Weimarer Zeit war. Ludwigs Kritiker bemängeln, dass er seine Leser nicht zur rational-kritischen Reflexion anregte, sondern an ihre Gefühle appellierte. Gerade hierin lag jedoch seine große Chance, denn nichts fehlte der Republik so sehr wie der emotionale Rückhalt in der Bevölkerung. Zu seinem 50. Geburtstag 1931 schrieb ihm der bekannte linksliberale Publizist, Pazifist und Republikaner, Helmuth von Gerlach: »Mit Ihrem Wilhelm II und Ihrem 1914 haben Sie

48 Ludwig, *Bismarck* (wie Anm. 40). Zu Ludwigs Geschichtspolitik mit Bismarck vgl. ausführlicher Ullrich, *Critics* (wie Anm. 5), S. 51–53.

49 Ludwig, *Bismarck* (wie Anm. 40), S. 682.

50 Rudolf Olden, Emil Ludwigs Bismarck, in: *Berliner Tageblatt* vom 5.12.1926.

51 Vgl. etwa Helmut Scheuer, *Biographie* (wie Anm. 5); Michael Kienzle, *Biographie als Ritual. Am Fall Emil Ludwig*, in: Annamaria Rucktäschl, Hans Dieter Zimmermann (Hg.), *Trivalliteratur*, München 1976, S. 230–248. Demgegenüber wurde Ludwig in der Weimarer Zeit von der deutschen Rechten gerade wegen der »Zersetzung jedes Führerglaubens« attackiert. Vgl. Das Beispiel Emil Ludwigs, in: *Der Jungdeutsche* vom 11.8.1929.

mehr für unsere Sache getan als irgend einer der sonst Lebenden. Sie kommen mit Ihrer Eigenart an Millionen heran, die uns verschlossen sind. [...] Sie erreichen die Massen in der Mitte, die Gewinnbaren.«<sup>52</sup> Letztlich griff daher die Fachwissenschaft mit ihrer Attacke auf Ludwig auch »als parteipolitische Reaktion die Demokratie der Weimarer Verfassung an«, wie Eckhart Kehr 1930 zu Recht konstatierte.<sup>53</sup> Bei Kantorowicz war das nicht der Fall.

Bis heute ist umstritten, wie der Kantorowicz der Weimarer Zeit politisch einzuordnen ist.<sup>54</sup> Die Extrempositionen reichen von der Einreihung unter die Verteidiger der »Weimarer Prinzipien« der Toleranz und Menschenwürde bis hin zur Klassifizierung als Nazi, der mit seinem *Kaiser Friedrich der Zweite* ein faschistisches Standardwerk geschaffen habe.<sup>55</sup> Nachdem die erste Euphorie nach der wissenschaftlichen Wiederentdeckung von Kantorowicz etwas abgeflaut ist, hat sich inzwischen ein differenziertes Bild weitgehend durchgesetzt, das sowohl auf eine nachträgliche politische Glorifizierung als auch auf eine Verteufelung des Historikers verzichtet.

Es ist schwer zu bestreiten, dass Kantorowicz' *Kaiser Friedrich der Zweite* »eine Waffe im politischen Kampf gegen die Weimarer Republik« war, wie es Otto Gerhard Oexle formuliert hat.<sup>56</sup> Es präsentierte den Deutschen eine Erlöserfigur und bezeichnete ihnen eine noch unerfüllte nationale Mission,

52 Brief Gerlachs an Emil Ludwig vom 22.1.1931, in: Die Deutsche Bibliothek, Deutsches Exilarchiv, EB 91/288, I.A.005.

53 Eckart Kehr, Der neue Plutarch. Die »historische Belletristik«, die Universität und die Demokratie, in: ders., Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. und eingel. von Hans-Ulrich Wehler, 2., durchges. Aufl., Frankfurt/M./Berlin/Wien 1976, S. 269–278, hier S. 274.

54 Zur politischen Haltung Kantorowicz' vgl. Otto Gerhard Oexle, Das Mittelalter als Waffe. Ernst H. Kantorowicz' »Kaiser Friedrich der Zweite« in den politischen Kontroversen der Weimarer Republik, in: ders., Geschichtswissenschaft (wie Anm. 25), S. 163–215, besonders S. 198–215; Ruehl, Politics (wie Anm. 41). Kritisch zu letzterem Ulrich Raulff, Ernst Kantorowicz – die zwei Werke des Historikers, in: Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften, Bd. 2: Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe. Erfahrungen und Transformationen im Exil, hg. von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle, Göttingen 2004, S. 451–469. Zum problematischen ideologischen Gehalt der Friedrich-Biographie vgl. auch Rader, »Gemina Persona« (wie Anm. 7).

55 Ralph E. Giesey, Ernst H. Kantorowicz. Scholarly Triumphs and Academic Travails in Weimar Germany and the United States, in: Yearbook of the Leo Baeck Institute, 30 (1985), S. 191–202, hier S. 198; Norman F. Cantor, The Nazi Twins. Percy Ernst Schramm and Ernst Hartwig Kantorowicz, in: ders., Inventing the Middle Ages. The Lives, Works and Ideas of the Great Medievalists of the Twentieth Century, New York 1991, S. 79–117. Über beiden Beiträgen stünde wohl als Titel besser »Inventing Kantorowicz«.

56 Oexle, Kantorowicz (wie Anm. 54), S. 215.

nämlich die Wiederaufrichtung des »Reiches« der Stauferzeit als Ordnungsmacht Europas. Ludwig beschrieb die Weimarer Republik als notwendiges und richtiges Ergebnis des verlorenen Weltkrieges. Für Kantorowicz war sie dagegen Teil einer Verfallsgeschichte, die mit dem Ende der Hohenstaufen begonnen hatte. Indem er das starke und einige Reich des Stauferkaisers heraufbeschwor, denunzierte er zugleich die Schwäche und Zerrissenheit der Republik. Sie wiederholte in seiner Geschichtssicht die andere Entwicklungsmöglichkeit der deutschen Geschichte, nämlich das auf die Stauferzeit folgende Interregnum. Wer wollte, konnte aus der Darstellung Friedrichs, »der nicht schläft, sondern sinnt, wie er ›das Reich‹ erneuere«, eine politische Handlungsanleitung herauslesen.<sup>57</sup> In dem zentralen Kapitel seiner Biographie, »Tyrann von Sizilien«, beschrieb er, wie der Kaiser sich durch rassistische Züchtung und straffe Organisation das Volk und die Menschen erschaffen habe, mit denen er an seine Aufgabe heranging. Im Grunde entwirft Kantorowicz in diesem Kapitel ein totalitäres Staatsmodell, in dem jeder Einzelne den höheren Interessen des Staates, nämlich der Erneuerung des Reiches, untergeordnet ist. Die Gewalttätigkeit von Friedrichs Vorgehen wird dabei ebenso gerechtfertigt wie seine Rechtsbrüche. Nun könnte man natürlich behaupten, dass Kantorowicz hier nur beschreibe und kein politisches Programm verkünde. Sein ganzes Buch ist jedoch in einen mythisierendem Rahmen eingebunden, in dem raunend von der noch ausstehenden Erfüllung des »Deutschtums« die Rede war. Außerdem verwischte er selber durch seine Sprache die Grenze zwischen Beschreiben und Rechtfertigen. »Was alles der Gesetzgeber durch Zwang und Gewalt an Gültigem schaffen kann, sofern er weiß was er will, das lehrt Friedrich II.«, heißt es etwa im Sizilien-Kapitel.<sup>58</sup>

Der Reichsmythos war eine der gefährlichsten Waffen der Weimarer Rechten im Kampf gegen die Republik, und Kantorowicz lieferte diesem anti-republikanischen Diskurs eine der wirkungsmächtigsten Erzählungen.<sup>59</sup> In-

57 Ernst Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite*, Hauptband, 7., veränderte Aufl., Stuttgart 1994, S. 528.

58 Ebd., S. 226.

59 Zur Bedeutung des Reichsmythos in der Weimarer Republik vgl. jüngst: Heinrich August Winkler, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1: Vom Ende des alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik, München 2000, besonders S. 645–648. Zum Reichsgedanken in der Weimarer Republik vgl. immer noch Kurt Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, 4. Aufl. der Taschenbuchausgabe von 1978, München 1994, S. 222–243. Zu Kantorowicz Position in den Debatten um das Reich vgl. Rühl, *Politics* (wie Anm. 41), S. 205–220.

dem er auf die noch unerfüllte nationale Mission der Deutschen im »Reich« verwies, unterminierte er gleichzeitig die Versuche, der Weimarer Republik ein stabiles republikanisches Staatsgefühl zu verschaffen. Durch seine Beschwörung der Erlöser-Figur Friedrichs II. heizte er gleichzeitig jene Strömungen an, die mit messianischen Hoffnungen auf die Heraufkunft eines »Neuen«, beziehungsweise eines »Dritten Reiches« warteten. Diese Hoffnungen richteten sich seit Ende der 20er Jahre immer stärker auf den charismatischen Führer der NSDAP, Adolf Hitler.

Kantorowicz war kein Nazi und hat wohl auch niemals mit ihnen sympathisiert.<sup>60</sup> Dennoch muss er sich vorwerfen lassen, dass er »Positionen vertreten hat, die der Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht nur nicht entgegenwirken konnten, sondern diese schließlich sogar befördert haben.«<sup>61</sup> »Georges politische Apostel werden mit Schrecken sehen, wer sich ihnen anschließt«, hatte Emil Ludwig bereits 1931 prognostiziert.<sup>62</sup>

### *Angriffe der Zunft und Verteidigungsschriften*

»Die Historiker sind ernstlich böse«, kommentierte Carl von Ossietzky in der *Weltbühne*, als die *Historische Zeitschrift* 1928 unter dem Titel *Historische Belletristik* eine separate Broschüre herausgab.<sup>63</sup> Diese enthielt kritische Rezensionen zu einigen erfolgreichen historischen Büchern aus der Feder außerwissenschaftlicher, republikanischer Autoren.<sup>64</sup> Ihr Hauptziel war indes Emil Ludwig. Gegen diesen Angriff der »Zunft« setzte er sich 1929 in

60 So überzeugend Raulff, Kantorowicz (wie Anm. 54). Zu einem anderen Ergebnis kommt Rühl, *Politics* (wie Anm. 41), der im Jahre 1933 einen kurzen »moment of doubt« feststellt. Ebd., S. 225–241.

61 Oexle, Kantorowicz (wie Anm. 54), S. 211.

62 Ludwig, Geschenke (wie Anm. 8), S. 349.

63 Carl von Ossietzky, Die Historiker sind ernstlich böse, in: *Die Weltbühne*, 24 (1928), S. 877–879. Vgl. zu der Debatte um die »Historische Belletristik«: Gradmann, *Belletristik* (wie Anm. 5); Eberhard Kolb, »Die Historiker sind ernstlich böse«. Der Streit um die »Historische Belletristik« in Weimar-Deutschland, in: ders., *Umbrüche deutscher Geschichte 1866/71 – 1918/19 – 1929/33*, hg. von Dieter Langewiesche/Klaus Schönhoven, München 1993, S. 311–329 sowie Hans-Jürgen Perrey, Der »Fall Emil Ludwig« – Ein Bericht über eine historiographische Kontroverse der ausgehenden Weimarer Republik, in: *GWU*, 43 (1992), S. 169–181.

64 Abgesehen von Büchern Ludwigs wurden Werke Werner Hegemanns, Paul Wieglers und Herbert Eulenburs besprochen. Vgl. *Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht*, hg. von der Schriftleitung der *Historischen Zeitschrift*, München / Berlin 1928.

der *Neuen Rundschau* mit dem Artikel *Historie und Dichtung* zur Wehr, in dem er die theoretischen Grundlagen seiner historischen Biographik darzustellen versuchte und seinen Zugang zur Geschichte als »neue Schule« gegenüber der »alten Schule« der Fachwissenschaft rechtfertigte.<sup>65</sup> Kantorowicz dagegen sah sich nach der überraschend breiten Wirkung seines Buches 1929 einer Attacke des Mitherausgebers der *Historischen Zeitschrift*, des Mediävisten Albert Brackmann, ausgesetzt, in der dieser seinen methodischen Ansatz und das Wissenschaftsverständnis des George-Kreises insgesamt kritisierte.<sup>66</sup> Kantorowicz wurde allerdings von der Zunft deutlich zuvorkommender behandelt als Ludwig. Im Gegensatz zu diesem bekam er 1930 die Gelegenheit, auf Brackmanns Aufsatz *Kaiser Friedrich in mythischer Schau* in der *Historischen Zeitschrift* selber zu antworten.<sup>67</sup> Darüber hinaus konnte er 1930 auf dem Historikertag in Halle einen Vortrag über *Grenzen, Möglichkeiten und Aufgaben der Darstellung mittelalterlicher Geschichte* halten.<sup>68</sup>

Auch in den Angriffen auf die beiden Protagonisten gab es unterschiedliche Akzente. So bescheinigte Brackmann Kantorowicz durchaus »gründliche Gelehrsamkeit« und lobte seine »fesselnde Form der Darstellung«, um danach allerdings zu kritisieren, dass das Bild Friedrichs II. auf »methodisch falschem Wege« gewonnen worden sei.<sup>69</sup> Der Rostocker Historiker Wilhelm Schüssler warf Ludwig dagegen in seinem Vorwort zur Broschüre *Historische Belletristik* »plumpste politische Tendenzmacherei, Feuilletonismus und bodenloseste Kritiklosigkeit« vor. Die Behauptung, dass seine »Machwerke« Wissenschaft seien, müsse zurückgewiesen werden. Es sei ein Zeichen für die »allgemeine Nivellierung« des Geschmacks, dass »Emil Ludwigs reich assortiertes Massenlager von Biographien« die »geistige Nahrung ungezähl-

65 Ludwig, *Historie und Dichtung* (wie Anm. 34). Vgl. zu Ludwigs »Geschichtstheorie«: Sebastian Ullrich, *Im Dienste der Republik von Weimar. Emil Ludwig als Historiker und Publizist*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 49 (2001), S. 119–140.

66 Albert Brackmann, *Kaiser Friedrich II. in »mythischer Schau«*, in: *HZ*, 140 (1929), S. 534–549. Zur Resonanz des Friedrich-Buches in der Öffentlichkeit vgl. Eckhart Grünewald, »Not Only in Learned Circles«. *The Reception of Frederick the Second in Germany before the Second World War*, in: Benson / Fried (Hg.), Kantorowicz (wie Anm. 7), S. 162–179.

67 Ernst Kantorowicz, *Mythenschau*, in: *HZ*, 141 (1930), S. 457–471.

68 Die Rede ist dokumentiert und kommentiert bei Eckhart Grünewald, *Sanctus amor patriae dat animum – ein Wahlspruch des George-Kreises? Ernst Kantorowicz auf dem Historikertag zu Halle a. d. Saale im Jahr 1930*, in: *Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters* (1994), S. 89–125.

69 Brackmann, *Kaiser Friedrich* (wie Anm. 66), S. 534.

ter gläubiger Leser« werde.<sup>70</sup> In ihrer inhaltlichen Substanz waren die Vorwürfe jedoch ganz ähnlich. Letztlich wurde beiden vorgehalten, dass sie den historisch-kritischen Maßstäben der Quellenkritik nicht gerecht würden und überdies ihre eigenen vorgefassten Überzeugungen in die Vergangenheit zurückprojizierten.

Die Antworten von Ludwig und Kantorowicz ließen an Selbstbewusstsein nichts zu wünschen übrig, da sich beide nicht nur verteidigten, sondern gleichzeitig zu einem Rundumschlag gegen die Fachwissenschaft ausholten. Kantorowicz grenzte sich in Halle auch scharf gegen Emil Ludwig ab, der in seiner Sicht »dem Tonfilm ganz ähnlich zu gleicher Zeit in allen gangbaren Weltsprachen erscheinend, zu den internationalen Massen und dem internationalen Halbbildungspöbel« spreche, und es als seine Aufgabe betrachte, »im Namen der Wahrheit die Ehre der Nation zu verfratzen und ihre Würde auf dem Weltmarkt dem Spott der Massen preiszugeben«.<sup>71</sup> Diese Distanzierung erfolgte wohl auch deswegen, weil Brackmann in seinem Aufsatz die wahre Gefahr für die historische Wissenschaft in Kantorowicz und nicht in der »historischen Belletristik eines Emil Ludwig« erblickt hatte.<sup>72</sup> Aber auch sonst wurden beide oft zusammen genannt. So schrieb etwa Werner Frauendienst, später ein prominenter Nazi-Historiker, am 30. April 1930 an Brackmann, Kantorowicz richte sich an eine »durch Emil Ludwig kritiklos gemachte breite Öffentlichkeit« und spekuliere auf die »zahlreichen nationalen Kreise, die begeistert Emil Ludwig lesen, ohne seine persönliche spezifische Geistesart theoretisch zu teilen«.<sup>73</sup> Selbst im George-Kreis wurde offenbar darüber gestritten, ob Kantorowicz mit Ludwig vergleichbar sei. So glaubte Ernst Gundolf, der Bruder Friedrich Gundolfs, dem Nationalökonom Julius Landmann versichern zu müssen, dass man Kantorowicz nicht

70 Wilhelm Schüssler, Vorwort, in: Historische Belletristik (wie Anm. 64), S. 6 f.

71 Grünewald, Amor (wie Anm. 68), S. 122, 124. Kantorowicz spricht von »Historischer Belletristik«. Aus dem von ihm Angeführten geht aber hervor, dass Ludwig gemeint ist.

72 Brackmann, Kaiser Friedrich (wie Anm. 66), S. 548. Dieselbe Vermutung bei Grünewald Amor (wie Anm. 68), S. 99.

73 Brief Frauendienst an Brackmann, 30.4.1930, Geheimes Preußisches Staatsarchiv, Berlin, VI. HA, Nachlass Albert Brackmann, Nr. 8, Bl. 130. Vgl. ebenfalls den Brief des Theologen Dr. Walther Classen an Brackmann vom 19.11.1929: »Ich rede wie Kantorowicz und Ludwig zum großen Publikum, aber ich glaube sagen zu dürfen, nicht aus »mythischer Schau«, sondern so anschaulich wie möglich auf Grund sorgfältiger Prüfung der Forschung«, ebd., Nr. 5, Bl. 47. Außerdem den Brief des Schweizer Historikers Anton Largiadier vom 6.7.1930: »Es ist ja immerhin sehr bemerkenswert, dass Herr Kantorowicz an der Historikertagung in Halle wenigstens von Emil Ludwig abgerückt ist!«, ebd., Nr. 19, Bl. 94.

auf eine Stufe stellen könne mit »den gewiss geschickt gemachten Büchern des Emil Ludwig der sich von vornherein nach den Meinungen und dem Geschmack eines sehr breiten Publikums richtet, übrigens mit einer Geschwindigkeit und vermutlich auch Unbedenklichkeit arbeitet von der K. nach meiner Erfahrung weit entfernt ist.«<sup>74</sup>

In inhaltlicher Hinsicht zeigen die geschichtstheoretischen Texte von Ludwig und Kantorowicz erneut eine charakteristische Mischung aus Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Beide wehrten sich dagegen, *Geschichtsforschung* und *Geschichtsschreibung* miteinander zu verwechseln. Letztere war in ihrer Sicht eine Kunst, die ganz andere Ziele und Aufgaben hatte als die auf objektives Wissen ausgerichtete Geschichtsforschung. Beide betonten jedoch ausdrücklich, dass sie diese keineswegs gering schätzten. In der Nachfolge Nietzsches maßen sie den Wert der Geschichtsschreibung jedoch an ihrem Nutzen für das »Leben« und nicht an ihrem Grad wissenschaftlicher Objektivität. Für Kantorowicz zählte die Geschichtsschreibung zur Nationalliteratur. Ihre Aufgabe bestand für ihn darin, zur Bildung des Nationalcharakters beizutragen und den Glauben an den »Tag des Deutschen, an den Genius der Nation« aufrecht zu erhalten.<sup>75</sup> Dazu müsse sie ein lebendiges »Bild eines Lebensgesamt« geben, das letztlich nur durch die »Schau« und nicht durch die rationale Forschung sichtbar werde.<sup>76</sup> Auch Ludwig betonte, dass der Geschichtsschreiber mehr benötige als das wissenschaftliche Handwerkszeug des Geschichtsforschers. Was bei Kantorowicz die *Georgese* »Schau« war, hieß bei ihm »Vorgefühl« und »Antizipation«, über die der Künstler durch die »Magie seines Wesens« verfüge. Anders als bei Kantorowicz stand bei ihm jedoch nicht der Bezug zur Nation im Vordergrund, sondern das menschliche Individuum gleich welchen Landes, das durch seine Biographien belehrt und angeregt werden sollte.

Im Objektivitätspostulat der Zunft erblickten beide ein problematisches Konzept, aber aus unterschiedlichen Gründen. Ludwig sah in ihm letztlich nur ein autoritär-repressives Ausschließungsinstrument, mit dem die Fachwissenschaft politisch oder wissenschaftlich ungenehmen Außenseitern die Berechtigung zur Geschichtsschreibung abzusprechen versuchte.<sup>77</sup> Er bekannte sich offen zu seinem künstlerisch-intuitiven Umgang mit den Quel-

74 Brief Ernst Gundolfs an Julius Landmann o. D. (nach März 1927), Stefan George Archiv, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Landmann III, 2801.

75 Grünewald, *Amor* (wie Anm. 68), S. 125.

76 Ebd., S. 113.

77 Ludwig, *Historie und Dichtung* (wie Anm. 34), S. 376.

len und sprach der Wissenschaft schlicht ab, dass sie sich ihnen voraussetzungslos näherte. Dies war angesichts der starken politischen Voreingenommenheit der meisten Zeithistoriker auch durchaus zutreffend. »Wenn ich nach einer einzigen, objektiven Wahrheit suchte, so würde ich mich rasch in jenem professoralem Hochmut wieder finden, der stets entscheidet: so war's und nicht, wie der Kollege in Göttingen es beschrieben hat. Wollte ich je sine ira et studio schreiben, vom kurulischen Sitz der Götter aus, mit Weisheit und Gerechtigkeit das Maß der Dinge entscheidend, das hieße dann doch ohne Salz und Zucker kochen«, erklärte er in seiner Autobiographie.<sup>78</sup>

Kantorowicz dagegen denunzierte den Gedanken der Objektivität in der *Geschichtsschreibung* als Ausfluss von Standpunkt- und Gesinnungslosigkeit, so wie sich auch schon Droysen in seiner *Historik* gegen eine »eunuchische Objektivität« gewandt hatte.<sup>79</sup> Die Geschichtsschreibung brauche dagegen den ganzen Menschen mit seinen politischen, philosophischen und dichterischen Teilen, die die bloße Geschichtsforschung nicht beanspruche. Brackmann hatte am Ende seines Aufsatzes festgestellt, man könne »Geschichte weder als George-Schüler noch als Katholik oder als Protestant oder als Marxist schreiben, sondern nur als wahrheitssuchender Mensch«. <sup>80</sup> Daraus, so folgerte Kantorowicz maliziös, ergäbe sich dann, dass man auch als Deutscher keine Geschichte schreiben könne. Gefordert werde damit ein »farblos indifferenter Typ [...], der jedem Thema vom Standpunkt jeder Partei, jeder Nationalität, jeder Weltanschauung gerecht werden kann«. <sup>81</sup> Indem sie dem kosmopolitischen Gedanken der Objektivität huldigte, habe die deutsche Geschichtswissenschaft demnach ebenso wie die historische Belletristik Emil Ludwigs ihre nationale Aufgabe vernachlässigt. Dass er damit ausgerechnet Brackmann eine unnationale Haltung vorwarf, ist nicht ohne Ironie. Denn der Generaldirektor der preußischen Staatsarchive gehörte zu den nachhaltigsten Förderern einer Ostforschung unter deutschumzentrierter Perspektive.<sup>82</sup>

78 Ludwig, Geschenke (wie Anm. 8), S. 754.

79 Grünewald, Amor (wie Anm. 68), S. 120 f.; Johann Gustav Droysen, *Historik*, Textausgabe von Peter Leyh, Stuttgart/Bad Canstatt 1977, S. 236.

80 Brackmann, Kaiser Friedrich (wie Anm. 66), S. 549.

81 Grünewald, Amor (wie Anm. 68), S. 120.

82 Zu Brackmann vgl. Michael Burleigh, *Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988 sowie Ingo Haar, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der »Volkstumskampf im Osten«*, Göttingen 2000, S. 106–115.

Sowohl Emil Ludwig als auch Ernst Kantorowicz übten zudem Kritik an den Grundlagen des Historismus. Ludwig bekannte, das »Ewig-Menschliche« sei ihm stets interessanter gewesen als das »zeitlich-Gewandelte«, und er habe im Grunde »niemals Geschichte studiert, aber immer den Menschen«. Sein Interesse galt anthropologischen Konstanten und nicht der für den Historismus zentralen Kategorie der Entwicklung. An die Stelle der politischen Geschichtsschreibung des Historismus mit ihrem »Primat der Außenpolitik« setzte er eine psychologisierende Erzählung, für die die »Geschichte eines großen Herzens« bedeutungsvoller war als die Verschiebungen und Entwicklungen im Konzert der »großen Mächte«. <sup>83</sup> Dass er dabei die geschichtlichen Zeitumstände und das Milieu, in dem sein Held lebte, vernachlässigte, hielt ihm der Marburger Historiker Wilhelm Mommsen 1930 zu Recht vor. <sup>84</sup>

Auch Kantorowicz grenzte sich, allerdings in etwas subtilerer Argumentation, gegen die Kategorie der Entwicklung ab. In seiner Sicht erschöpfte sich die historistische Geschichtswissenschaft weitgehend in der Frage »Woher hat er das?«. Durch diese »unruhvoll die Jahrtausende auf- und abjagenden Woherfrager« sei das Bewusstsein für den Eigenwert der historischen Erscheinungen verloren gegangen, die unter ihrem auflösenden, relativierenden Blick ihrer Würde und ihres Wahrheitsgehaltes beraubt würden. <sup>85</sup> Hier klingt ganz deutlich Georges Diagnose von der gestaltauflösenden Kraft der modernen Wissenschaft an, die durch ihre rationale Zergliederungsarbeit den Respekt vor Größe und Ganzheit untergrabe. <sup>86</sup> Um der »Art des haltlosen Woherfragens«, welche die »Wahrheit unweigerlich zu Tode hetzt«, <sup>87</sup> entgegen zu wirken, müsse, so Kantorowicz, die Zeit gewissermaßen aus der Geschichte ausgetrieben und die historische Erscheinung wieder als für sich selbst sprechend betrachtet werden.

Ludwigs *Historie und Dichtung* ist eine gelungene Polemik gegen die politisch voreingenommene Fachwissenschaft der Weimarer Zeit und gleichzeitig ein Plädoyer dafür, die Kunst des Schreibens bei der Abfassung historischer Darstellungen nicht zu vernachlässigen. Als theoretischer Text bietet

83 Ludwig, *Historie und Dichtung* (wie Anm. 34), S. 365.

84 Wilhelm Mommsen, *Legitime und Illegitime Geschichtsschreibung. Eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig*, München/Berlin 1930.

85 Grünewald, *Amor* (wie Anm. 68), S. 110.

86 Vgl. Friedrich Wolters, *Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890*, Berlin 1930, S. 479–490.

87 Grünewald, *Amor* (wie Anm. 68), S. 111.

er heute jedoch keine Anknüpfungspunkte mehr. Bei Kantorowicz ist dies anders. Brackmann hatte ihm vorgeworfen, dass er sich zu viel mit der zeitgenössischen Wahrnehmung Friedrichs II. beschäftigt habe, ohne »das wahre Bild von der Übermalung mit diesen zeitgenössischen Farben zu befreien und [...] das eigentliche Wesen des Herrschers zu schildern«. <sup>88</sup> Demgegenüber betonte Kantorowicz, dass die Aufgabe des Geschichtsschreibers nicht nur darin bestünde, zu schildern, wie ein Herrscher war, sondern auch, wie er gesehen wurde. Mit Sicherheit lasse sich von den mittelalterlichen Kaisern sogar nur sagen: »so haben sie sich gegeben und so hat ihre Zeit sie gesehen«. <sup>89</sup>

Der Zusammenstoß mit der Zunft ging für beide Autoren höchst unterschiedlich aus. Für Ludwig war sie der Auftakt einer sich an Intensität steigenden und zunehmend von Antisemitismus geprägten öffentlichen Demontage, an dessen Ende er 1932 endgültig in die Schweiz emigrierte und seine deutsche Staatsbürgerschaft aufgab. <sup>90</sup> Kantorowicz dagegen, der 1931 in einem Ergänzungsband zur Friedrich-Biographie die im Hauptteil fehlenden wissenschaftlichen Belege nachlieferte, wurde im August 1930 von der Universität Frankfurt zum Honorarprofessor ernannt. Ein Jahr später rückte er auf die Stelle eines ordentlichen Professors auf. <sup>91</sup> Doch das blieb eine Episode. Denn nach der »Machtergreifung« der Nazis wollte und konnte er seine Lehrtätigkeit nicht fortsetzen. 1938 emigrierte er in die USA, wo er schließlich am Institute for Advanced Study sein zweites großes Werk *The King's Two Bodies* schrieb, bevor er 1963 starb.

Auch Ludwig war 1940 nach Amerika emigriert, nachdem er nach 1933 im Ausland vergeblich vor Hitlers Kriegsabsichten gewarnt hatte. Er starb bereits 1948, kurz nach seiner Rückkehr in die Schweiz, »einsam und verkannt«, wie Erika Mann schrieb. <sup>92</sup> Am 10. Mai 1933 hatte ein deutscher Student auf dem Opernplatz in Berlin Ludwigs Bücher mit den Worten in die Flammen geworfen: »Gegen Verfälschung unserer Geschichte und Herabwürdigung ihrer großen Gestalten, für Ehrfurcht vor unserer Vergangen-

88 Brackmann, Kaiser Friedrich (wie Anm. 66), S. 548.

89 Grünewald, Amor (wie Anm. 68), S. 119.

90 Vgl. Gradmann, Belletristik (wie Anm. 5), S. 164–200. Zur Kampagne gegen Ludwig und seine Verfolgung durch das »Dritte Reich« vgl. auch Ullrich, Ludwig (wie Anm. 6).

91 Zur Frankfurter Episode vgl. Robert S. Lerner, »Meritorious Academic Service«: Kantorowicz and Frankfurt, in: Benson / Fried (Hg.), Kantorowicz (wie Anm. 7), S. 14–32.

92 Zit. nach Helmut Kreuzer, Faszination von Geist und Macht. Einst der berühmteste deutsche Autor und ein Verlagsmagnet, in: Börsenblatt des deutschen Buchhandels vom 11.3. 1986.

heit.«<sup>93</sup> Und auf der am 16. Mai 1933, kurz nach der Bücherverbrennung, vom *Börsenblatt des deutschen Buchhandels* veröffentlichten Schwarzen Liste der schönen Literatur war er mit Kurt Tucholsky, Heinrich Mann, Alfred Kerr und anderen zu den zwölf »eigentlichen Hauptschädlingen« gezählt worden, die »auch für den Buchhandel auszumerzen wären.«<sup>94</sup> Seine Werke konnten daraufhin nicht mehr in Deutschland verlegt oder verkauft werden und wurden aus öffentlichen und privaten Bibliotheken entfernt. Kantorowicz' *Kaiser Friedrich der Zweite* konnte dagegen 1936 in vierter Auflage erscheinen und scheint unter den Eliten des »Dritten Reiches« eine beliebte Lektüre gewesen zu sein.<sup>95</sup>

### *Schluss*

Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz waren in ihrer Geschichtsauffassung tief durch Nietzsche und seine antihistoristischen, das »Leben« gegen die Wissenschaft ausspielenden Positionen beeinflusst. Trotz dieser Gemeinsamkeiten wirkte sich ihre Verwurzelung im kulturellen Klima des späten Kaiserreichs, bei Kantorowicz vermittelt über seinen »Meister« Stefan George, unterschiedlich aus. Ludwig repräsentierte die emanzipativ-liberalisierende, individualistische Seite der gesellschaftskritischen Strömungen um 1900. Er strebte nach der Aufhebung von Zwängen und nach der freien Entfaltung seines »inneren Wesens«. Zur modernen Zivilisation und seinem technischen Fortschritt besaß er ein produktives Verhältnis, das sich in seinem positiven Amerikabild spiegelte.

Für die Georgeaner, zu denen Kantorowicz zu rechnen ist, war Amerika dagegen der Inbegriff dessen, was sie ablehnten. Ihr Antimodernismus richtete sich gegen die egalitaristischen, das Individuum freisetzenden, Unterschiede und Standards einebnenden Züge der modernen Gesellschaft. Sie vertraten einen elitären Ansatz und wollten die »Massen« in die »natürlichen«, »ewigen« Ordnungen zurückzwingen, aus denen sie die Moderne befreit hatte. Ihre politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen entnahmen sie

93 Zit. nach Perrey, »Fall Emil Ludwig« (wie Anm. 63), S. 180.

94 Vgl. Peter de Mendelssohn, *S. Fischer und sein Verlag*, Frankfurt/M. 1970, S. 1265; Reinhard Wittmann, *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*, München 1991, S. 330.

95 Hitler hat das Buch offenbar zweimal gelesen. Vgl. Seibt, *Römisches Deutschland* (wie Anm. 45), S. 63. Außerdem soll Göring es Mussolini mit Widmung geschenkt haben.

daher vorwiegend dem Mittelalter, das Ludwig als Kind der Aufklärung und Bewunderer der Renaissance überwinden wollte. Ludwig und Kantorowicz repräsentieren zwei unterschiedliche Antworten auf die Krise der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Diese Unterschiede zeigen sich auch in ihrer politischen Haltung und ihrer Geschichtsschreibung der Weimarer Zeit.

Beide trafen hier auf eine Geschichtswissenschaft, die durch den Systemumsturz und die allgemeine wissenschaftskritische Stimmung der Zeit tief verunsichert war. Die Werke Ludwigs und Kantorowicz' erhielten die öffentliche Beachtung, die die Historiker eigentlich für ihre eigenen Schriften erhofften. Gegen deren glänzend geschriebenen und spannend zu lesenden Biographien verblassten jedoch die Erzeugnisse der »Zunft«. Mit ihrer Trennung von Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung und der starken Betonung der »imagination créatrice« beziehungsweise der künstlerischen Intuition wurden sie so für die Fachhistoriker zum Inbegriff für die »Krise des Historismus«.

Der Berliner Historiker Wolfgang Hardtwig hat kürzlich einen Zusammenhang postuliert zwischen der »Krise des Geschichtsbewusstseins« seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und dem Aufkommen des Nationalsozialismus. Durch die Entwertung »herkömmlicher historisch-politischer Deutungsmuster« und die Erosion der von der historistischen Geschichtswissenschaft entwickelten Standards wissenschaftlichen Arbeitens im Geschichtsdanken des Bürgertums seien historische Deutungsmuster entstanden, »die in der Weimarer Republik der nationalsozialistischen Ideologie kaum mehr Widerstände entgegenzusetzen hatten, ihr Aufkommen erleichtert oder direkt und indirekt gefördert haben.«<sup>96</sup> 1933 waren es jedoch nicht Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz, die sich mit den Nationalsozialisten arrangierten, sondern die akademischen Fachhistoriker. Einige der Historiker, die in der Auseinandersetzung mit ihnen die wissenschaftlichen Standards und das Ideal der Objektivität verteidigt hatten, wurden später zu überzeugten Anhängern Hitlers.

Als Friedrich Meinecke 1942 auf die »Krisis des Historismus« zurückblickte, machte er deutlich, dass sie für ihn an die Weimarer Jahre gebunden war, »als auch unser politisches und soziales Leben in ein unruhiges Zweifeln und Experimentieren geraten war«. Heute dagegen, so Meinecke weiter, spreche man nicht mehr davon, »seitdem man eine neue feste Form für

96 Hardtwig, *Geschichtsbewusstsein* (wie Anm. 26), S. 48.

Staat und Gesellschaft zu schaffen unternommen hat.«<sup>97</sup> In ähnlicher Weise hatte der damalige Marburger Privatdozent Egmont Zechlin bereits im Mai 1933 im *Völkischen Beobachter* festgestellt: »Das Erlebnis der nationalsozialistischen Revolution half der Geschichtswissenschaft aus dem Zirkel des Relativismus heraus.«<sup>98</sup> Die Vermutung liegt nahe, dass sich die Fachhistoriker auch deshalb mit dem Nationalsozialismus arrangierten, weil er ihnen im Austausch für politische Loyalität wieder festen Boden unter den Füßen versprach. Herausforderungen von Außenseitern wie Ludwig und Kantorowicz galten fortan als typisches Beispiel für den »zersetzenden Charakter des jüdischen Geistes«. In einem Bericht von 1939 für das SS-Ahnenerbe mit dem Titel »Das Eindringen der Juden in die Geschichtswissenschaft« standen die Namen der beiden erneut nahe beieinander.<sup>99</sup>

97 Friedrich Meinecke, *Von der Krisis des Historismus* (1942), in: ders., *Zur Theorie und Philosophie der Geschichte*, hg. und eingel. von Eberhard Kessel, Stuttgart 1965, S. 196–204, hier S. 196.

98 Egmont Zechlin, *Geschichtswissenschaft im nationalsozialistischen Staat*, in: *Völkischer Beobachter* vom 17.5.1933.

99 Vgl. Manfred Fuhrmann, »Sind eben alles Menschen gewesen«. *Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter*, München 1996, S. 162 f.

Lothar Peter  
Neue soziale Bewegungen,  
soziale Frage und Krise  
der Arbeit: Sozialkritik in der  
französischen Soziologie heute  
(Teil II)\*

*Krise der Arbeit: Entsolidarisierung und Desintegration  
innerhalb und außerhalb der Betriebe*

DASS Lohnarbeiter zu sein kein Glück, sondern ein Pech ist, wie Marx lakonisch bemerkt hat, zeigen Untersuchungen von Industriearbeitern, die zwar (noch) beschäftigt sind, aber schon nicht mehr über einen sozialen Status verfügen, der ihnen auch unter kapitalistischen Bedingungen einen gewissen Schutz gibt und gesellschaftliche Anerkennung verschafft. Es handelt sich zunächst um eine Untersuchung von Industriearbeitern, deren Autoren, die aus dem Kreis um Pierre Bourdieu hervorgegangenen Soziologen Stéphane Beaud und Michel Pialoux, gerade jene »Bumerang-Effekte« (Robert Castel) beschreiben, die von der allgemeinen Krise der Lohnarbeit und des Arbeitsmarktes auf die Erfahrungen in den Betrieben zurückschlagen.<sup>1</sup>

Schon die Tatsache an sich, dass Beaud und Pialoux die Situation von Industriearbeitern als Forschungsobjekt wählen, ist inzwischen sogar in Frankreich, wo die Verbindungen zwischen sozialwissenschaftlicher Forschung und den Organisationen der Arbeiterbewegung traditionell immer sehr eng gewesen sind, heute keineswegs mehr selbstverständlich. Die Welt der Indu-

\* Teil I dieses Aufsatzes mit den Themen »Neue Soziale Bewegungen« und »Soziale Frage und soziale Exklusion« ist erschienen in: Sozial.Geschichte, Heft 1/2006, S. 9–32.

<sup>1</sup> Vgl. im Folgenden Stéphane Beaud / Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard, Konstanz 2004.

striearbeit, die Situation in den Fabriken, die Rolle der Gewerkschaften und die Arbeitskonflikte unterliegen im sozialwissenschaftlichen Diskurs seit einigen Jahren einer auffälligen Dethematisierung. An die Stelle einer während der siebziger Jahre wahrnehmbaren Glorifizierung der Arbeiter und eines intellektuellen »Ouvrierismus«,<sup>2</sup> also einer ideologischen Heroisierung und Überhöhung der Industriearbeiter (namentlich der Metallarbeiter, der »métallos«) zum revolutionären Gegentyp tayloristischer Ausbeutung in der Massenproduktion ist inzwischen fast eine Haltung der Indifferenz gegenüber der Gruppe der Arbeiter, ja gelegentlich sogar ihre Verachtung als »minderwertiger Gegenstand«<sup>3</sup> getreten. Wenn heute Probleme der Erwerbs- und Berufsarbeit soziologisch erforscht werden, dominiert das Interesse – ähnlich wie in Deutschland – an den hochqualifizierten Beschäftigten der IT-Branche und Wissensberufe. Zu den Ausnahmen von diesem Trend gehören die Studien von Beaud und Pialoux. Sie haben die »condition ouvrière« der Montaguearbeiter im Peugeot-Werk Sochaux-Monbéliard seit Anfang der achtziger bis Anfang der neunziger Jahre intensiv untersucht, indem sie, orientiert an der Bourdieuschen Leitkategorie des »sozialen Raums«, nicht nur die unmittelbare betriebliche Arbeitstätigkeit in den Blick nehmen, sondern auch die Dimensionen der schulischen und beruflichen Ausbildung sowie der Wohn- und Familienverhältnisse einbeziehen. Ihr Forschungsinteresse fokussiert die Erfahrungen, Realitätsdeutungen und Zukunftsaussichten von Industriearbeitern, die mit einem Prozess rigoroser Rationalisierung der Produktionstechnik und Arbeitsorganisation konfrontiert werden. Dieser Prozess impliziert weit mehr als eine Intensivierung der Arbeit. Er ruft eine Erschütterung der gesamten kollektiven Arbeitserfahrung und der auf ihr beruhenden »Kultur des Widerstandes« hervor. Hatte sich in den alten Montagehallen mit ihrer tayloristischen Arbeitsorganisation unter den angelehrten Massenarbeitern, den sogenannten »OS« (ouvriers spécialisés) eine »Bollwerkmentalität«<sup>4</sup> entwickelt, die durch ein Gefühl enger Zusammengehörigkeit und einen klaren Gegnerbezug zu den Vorgesetzten geprägt war, so veränderte das neue postfordistische Arrangement des Arbeitsprozesses in der Fertigung und die damit verbundenen räumlichen Veränderungen durch

2 Zum Begriff des »Ouvriérisme« vgl. Georges Labica, Ouvriérisme, in: Georges Labica (dir.), Dictionnaire critique du marxisme, Paris 1982, S. 654/655.

3 Vgl. Bernard Pudal, La beauté de la mort communiste, in: Revue française de science politique, 52 (2002), 5–6, S. 554.

4 Stéphane Beaud/Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard, Konstanz 2004, S. 72.

den Umzug in zwei neue Fertigungshallen die gewohnten Bedingungen der bisherigen Arbeiteridentität »in der alten Karosserie« radikal. Durch die Flexibilisierung der Arbeit, die Auflösung langjährig eingespielter Arbeitsgruppen, die zunehmende Anwerbung von Zeitarbeitern, denen der Erfahrungshorizont der Stammebelegschaft fremd ist, die Modifikation der betrieblichen Hierarchie (Neueinführung sogenannter »Partieassistenten«, die teilweise bisherige Meisterfunktionen übernehmen) und andere Veränderungen entwerfen nicht nur bisherige Qualifikationen, sondern untergraben auch die Voraussetzungen für eine kollektive Politisierung des Arbeiterwiderstandes. Die Symbiose von Arbeit, Solidarität und Widerstand beginnt sich unter dem Druck der Innovationen und Umstrukturierungen aufzulösen und einer individualistischen »Loser«-Mentalität oder Karriereorientierung zu weichen, die teilweise auch auf die betrieblichen Aktivisten der Gewerkschaften, namentlich der in der Arbeiterschaft traditionell verwurzelten CGT, übergreift. Forciert wird die Erosion kollektiver Arbeits- und Klassensolidarität durch einen generationellen Gegensatz zwischen den »alten« OS und der jungen Arbeitergeneration, die schulisch und beruflich besser qualifiziert, den Verhaltenskonservatismus der Elterngeneration und damit auch deren politisches Selbstverständnis nicht mehr akzeptiert, da sie der Modernisierungs- und Rationalisierungslogik des Managements aufgeschlossen gegenübersteht oder die Arbeit in der Fabrik nur als transitorischen Zustand empfindet, obwohl sich ihre Hoffnungen, die Fabrik rasch wieder zu verlassen, nur allzu oft als Illusion erweisen. Der Konflikt zwischen den älteren OS-Stammarbeitern und den »prekären Jungen« (jeunes précaires) setzt sich in einem Bedeutungsverlust der Fabrik als »natürlichem Ort« der beruflichen Qualifikation fort. Während die Fabrik früher die berufliche Sozialisation gewährleistete, hat sie sich in der Zeit zwischen 1980 und 1995 in eine »repulsive Zone« verwandelt, vor der die Arbeiterfamilien zurückweichen. Sie versuchen ihr zu entkommen, indem sie ihre Kinder keine Arbeiterberufe mehr erlernen lassen und möglichst den Besuch herkömmlicher Berufsschulen vermeiden, da diese Schulen als Ambiente der Arbeitslosigkeit gelten.<sup>5</sup>

Mit der Schwächung des arbeitsprozesslichen Status der Massnarbeiter, deren »soziales Kapital« hauptsächlich in ihrer »organischen Solidarität« bestanden hatte, ging eine Dequalifizierung der Facharbeiter (OP = ouvriers professionnels) einher, deren Arbeitsplätze zwischen 1980 und Mitte der neun-

5 Stéphane Beaud / Michel Pialoux, Une sociologie de la condition ouvrière aujourd'hui, in: Philippe Corcuff (dossier préparé par), Le retour de la critique sociale. Marx et les nouvelles sociologies, Paris 2001, S. 63f.

ziger Jahre von 6000 auf 2500 zusammenschmolzen. Da die Facharbeiter auch für die Konstituierung des Arbeiterbewusstseins in der Fabrik bisher eine Schlüsselrolle gespielt haben, trägt ihr down-sizing zusätzlich dazu bei, ein klassenbezogenes »Wir«-Gefühl in der Belegschaft zu unterminieren und die Haltung zur Arbeit und persönlichen Lebensführung zu individualisieren. Neben dem rationalisierungsbedingten, generations-, bildungs- und professionsbezogenen Veränderungen tritt ein weiterer Faktor in den Vordergrund, der die »Destrukturierung« der Arbeiterschaft objektiv und subjektiv vorantreibt. Beaud und Pialoux nennen ihn »Arbeiter-Rassismus«.<sup>6</sup> Dieser »Arbeiter-Rassismus« hat seinen Ursprung primär außerhalb der Fabrik und entzündet sich daran, dass französische Arbeiter den Kindern und Jugendlichen der Migranten unterstellen, dass sie einerseits vom Staat sozialpolitisch privilegiert würden (Kindergeld usw.) und andererseits die Sicherheit in den Wohngebieten immer mehr bedrohten. Die so entstehende rassistische Stimmung liefert den Schlüssel zur Erklärung des zunächst paradox erscheinenden Phänomens, dass der rechtsextremistische nationalistische »Front National« in Arbeitervierteln der industriellen Ballungszentren erhebliche Wählerfolge erzielt. Der »Links-Lepenismus« (der Ausdruck ist aus dem Namen des Vorsitzenden der »Front National«, Jean-Marie Le Pen, abgeleitet) erweist sich als Reflex einer Verlierer-Erfahrung, die nicht mehr durch ein stabiles Netz proletarischer Klassensolidarität aufgefangen werden kann.

Der Erkenntnisgewinn, den die Studien von Beaud und Pialoux für eine sozialkritische Soziologie erbringt, lässt sich in folgenden Punkten zusammenfassen: *Erstens* übernehmen sie nicht die Ideologie, die mit der Behauptung, die Arbeiterschaft habe sich aufgelöst, sowohl von der realen Fortexistenz einer zahlenmäßig großen, gesellschaftlich wichtigen sozialen Klasse als auch der Kontinuität kapitalistischer Ausbeutung, sozialer Fragmentierung und kultureller Enteignung in der französischen Gegenwartsgesellschaft ablenken möchte. *Zweitens* entdecken sie hinter dem Prozess materieller, in den Arbeits- und Lebensbedingungen sich niederschlagenden Veränderungen die Dimension einer symbolisch strukturierten Sozialität, ohne deren Analyse die Selbstwahrnehmung, das Verhalten und Handeln der untersuchten Gruppe von Peugeot-Arbeitern dem Verständnis eines nur von außen beobachtenden Blickes verborgen bleiben müsste. *Drittens* liefern die Studien den Nachweis dafür, dass eine auf Arbeitsplatz und Betrieb reduzierte arbeitssoziologische Selbstgenügsamkeit dem »Gegenstand« angesichts des veränderten sozialen

6 Stéphane Beaud / Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft (wie Anm. 4), S. 316.

Kontextes von Industriearbeit nicht mehr gerecht wird. Die Beziehungen zwischen »Arbeit« und »Leben« sind komplexer geworden, die geschlossene proletarische Lebensweise existiert nicht mehr und die traditionellen, durch die Zentralität eines kollektiven Arbeitsschicksals festgelegten Koordinaten des politischen Arbeiterbewusstseins haben ihre Gültigkeit weitgehend verloren. Muss sich angesichts der düsteren Szenarien der »condition ouvrière« soziologische Sozialkritik mit ungeschminkten »dichten Beschreibungen« der Aussichtslosigkeit des Arbeiterdaseins begnügen? Die Studien von Beaud und Pialoux scheinen diese Frage auf den ersten Blick hin eindeutig zu bejahen, beschäftigen sie sich doch ganz überwiegend mit den Verlusten, Niederlagen und der »Verwundbarkeit« der angelernten Bandarbeiter, den Risiken neuer Beschäftigungsgruppen wie der »Partieassistenten« oder der Entwertung traditioneller Mechanikerqualifikationen und schildern sie doch ausführlich die moralische und politische Erosion der ehemals überaus kraftvollen »Widerstandskultur«. Auch wenn die beiden Autoren trotz ihrer nicht verheimlichten Sympathien für die von ihnen erforschten Arbeiter auf tröstliche Botschaften verzichten, bleibt ihre sozialkritische Haltung weder in Arbeiternostalgie noch in Resignation stecken. Vielmehr bringen sie, wenn auch zurückhaltend, zum Ausdruck, dass Arbeiter dann eine Chance haben, ihre Menschenwürde und ihren sozialen Status zu verteidigen, wenn sie die Veränderungen des Produktionsprozesses weder verdrängen noch auf die Erfahrungen und Erwartungen der jungen Arbeitergeneration lediglich mit Verweigerung reagieren. Die Welt der »Arbeiterfestungen«<sup>7</sup> im Berg- und Schiffbau, der Stahlindustrie und im Fahrzeugbau ist unwiderruflich untergegangen, die Arbeiter und ihre Organisationen müssen sich auf die Welt einstellen, in der sie heute leben. Wie schwierig das ist, zeigt sich beispielsweise schon daran, dass die Führung der CGT bei der eigenen Mitgliedschaft auf Skepsis und Ablehnung stieß, weil sie die Besetzung der Kirche Saint-Bernard (Paris) durch sogenannte »sans-papiers« (Menschen ohne behördlich gültige persönliche Papiere meist ausländischer Herkunft) unterstützte.<sup>8</sup>

Aus der Sicht einer marxistisch orientierten Soziologie wurde der wissenschaftliche Wert der Studie von Beaud/Pialoux einerseits ausdrücklich gewürdigt, andererseits aber kritisch angemerkt, dass Beaud/Pialoux von ei-

7 Jacques Frémontier, *La Forteresse ouvrière: Renault, Paris 1971*. Es handelt sich um eine empirische Studie, in der die Verankerung der CGT und der Kommunistischen Partei (PCF) in der Arbeiterschaft des damaligen Renault-Werks in Boulogne-Billancourt beschrieben wird.

8 Stéphane Beaud/Michel Pialoux, *Die verlorene Zukunft* (wie Anm. 4), S. 329.

nem Verschwinden der Arbeiterklasse ausgehen, ohne ihre Vermutung allerdings auf einen ausgearbeiteten Begriff von sozialer Klasse bzw. Arbeiterklasse stützen zu können.<sup>9</sup> Die Studie von Beaud/Pialoux mit der bekannten, 1927 erschienenen Untersuchung von Hendrik de Man über die »Arbeitsfreude«<sup>10</sup> vergleichend, stellen Mateo Alaluf und Pierre Rolle fest, dass de Man die Fortexistenz einer Arbeiterklasse bei gleichzeitigem Verschwinden der »condition ouvrière« behauptet habe, während Beaud/Pialoux offensichtlich zu einem genau entgegengesetzten Schluss kommen: »Sich in beiden Fällen der bei den Arbeitern gesammelten Berichte bedienend, so zog de Man daraus den Schluss einer Existenz der Arbeiterklasse bei Abwesenheit der ›condition ouvrière‹, während Stéphane Beaud und Michel Pialoux, gerade von der ›condition ouvrière‹ ausgehend, im Gegenteil das Verschwinden der Arbeiterklasse ableiten.«<sup>11</sup>

Diese Kritik von Alaluf und Rolle ist aber insofern nicht einleuchtend, als Beaud/Pialoux sich empirisch auf eine konkrete Arbeitergruppe in einer bestimmten Situation betrieblicher Rationalisierung und Umstrukturierung beziehen, nicht aber die grundsätzliche Frage nach der weiteren Existenzberechtigung des Begriffs der Arbeiterklasse stellen. In ihrem Insistieren auf der Notwendigkeit, die bisher ungelöste Frage zu klären, ob die Erosion der traditionellen Arbeiteridentität unvermeidlich zum definitiven Verschwinden der Arbeiterklasse führt oder sich ein neuer Typ von Arbeiterklasse oder mehrere neue Klassen von Lohnabhängigen herausbilden werden, ist den beiden Kritikern von Beaud/Pialoux allerdings beizupflichten.

Während Beaud und Pialoux die soziale Perspektive von Industriearbeitern vor dem Hintergrund der Modernisierung der Produktion untersuchen, fragt Serge Paugam nach Zusammenhängen zwischen Prekarisierung der Beschäftigung und sozialer Desintegration innerhalb betrieblicher Arbeitsprozesse.<sup>12</sup> Verfahren Beaud und Pialoux eher retrospektiv, indem sie den Verfall kollektiver Arbeitersolidarität rekonstruieren, führt Paugam eine systematische Querschnittsuntersuchung durch, um die Bedingungen zu ermitteln, die der Status-

9 Mateo Alaluf/Pierre Rolle, Une classe sans ouvriers et des ouvriers sans classe?, in: Philippe Corcuff (dossier préparé par), *Le retour de la critique sociale. Marx et les nouvelles sociologies*, Paris 2001, S. 72–88.

10 Hendrik de Man, *Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten*, Jena 1927.

11 Ebenda, S. 81.

12 Serge Paugam, *Le salarié de la précarité. Les nouvelles formes de l'intégration professionnelle*, Paris 2001.

stabilität unterschiedlicher Beschäftigtengruppen in unterschiedlichen Branchen förderlich sind, sie verhindern oder ihre Herstellung unmöglich erscheinen lassen.

Paugam knüpft an das von ihm bereits in vorangegangenen Untersuchungen erprobte »Konzept sozialer Disqualifikation«<sup>13</sup> an, wendet es aber in »Le salarié de la précarité« nicht auf die Gruppe der vom Arbeitsmarkt schon Verdrängten und Ausgeschlossenen, sondern auf Beschäftigte an, die sich in der einen oder anderen Weise in einem Zustand beruflicher Integration (intégration professionnelle) befinden. Berufliche Integration wird von Paugam nicht als stabiler Zustand, sondern als ein Prozess begriffen, der den jeweiligen sozialen Druck widerspiegelt, den die gegenwärtigen Rationalisierungs- und Flexibilisierungsmaßnahmen auf die Arbeitsbedingungen, Arbeitsinhalte und den professionellen Status der Beschäftigten ausüben. Den veränderlichen Charakter beruflicher Integration versucht Paugam dadurch zu erfassen, dass er von einem idealtypischen Zustand beruflicher Integration ausgeht und ihn zum Maßstab weiterer, von ihm abweichender Typen der Prekarisierung von Beschäftigung macht.<sup>14</sup> Dementsprechend kann sich der Zustand einer nicht eingeschränkten »gesicherten« beruflichen Integration (intégration assurée) in folgende, nach unten abweichende Zustände ausdifferenzieren, nämlich erstens in eine »unsichere Integration« (intégration incertaine), in der eine gewisse Arbeitszufriedenheit mit Beschäftigungsunsicherheit verknüpft ist, zweitens in eine »belastende Integration« (intégration laborieuse), die zwar mit relativer Arbeitsplatzsicherheit verbunden ist, dafür aber keine Befriedigung durch die ausgeübte Tätigkeit gewährt und drittens eine »disqualifizierende Integration« (intégration disqualifiante), die weder Arbeitsplatzsicherheit noch Arbeitszufriedenheit zulässt. Auf der Basis sowohl quantitativer als auch qualitativer Erhebungen analysiert Paugam mit Hilfe der eben genannten Typen die Situation in 15 Betrieben, die zum privaten oder öffentlichen Sektor gehören, in denen produziert wird oder Dienstleistungen erbracht werden und deren Beziehungen zu den jeweiligen gesellschaftlichen Umwelten (Abnehmern, konkurrierenden Unternehmen usw.) erheblich differieren können. Wie lassen sich die Ergebnisse Paugams zusammenfassen? Zwei Unternehmen, die ansonsten nicht vergleichbar sind, nämlich ein privates Informatikunternehmen und ein Zentrum des staatlichen Energiekonzerns EDF, erfüllen im Wesentlichen die Kriterien der »gesicherten Integration«.

13 Vgl. Serge Paugam, *La disqualification sociale. Essai sur la nouvelle pauvreté*, Paris 1991.

14 Vgl. im Folgenden Serge Paugam, *Le salarié* (wie Anm. 12), S. 362 ff.

Hier konvergieren also eine Identifikation mit den Arbeitsaufgaben und längerfristige Arbeitsplatzsicherheit. Bei den übrigen 13 Unternehmen überwiegt entweder eine »unsichere Integration«, das heißt die Beschäftigten identifizieren sich mit dem Unternehmen, obwohl ihre Arbeitsplätze bedroht sind, oder es herrscht der Typ der »belastenden Integration« vor, bei dem die Arbeitsplätze zwar nicht unmittelbar gefährdet erscheinen, aber die Arbeitsbedingungen schlecht sind. Das trifft beispielsweise auf eine landwirtschaftliche Genossenschaftsbank zu, wo die Beschäftigten einen dem öffentlichen Sektor vergleichbaren Status haben, aber sowohl unter der Monotonie sich ständig wiederholender Arbeitsgänge als auch einer rigiden Leistungskontrolle zu leiden haben. Der Typ der »disqualifizierenden Integration« findet sich in einer Fischkonservenfabrik und einem Betrieb der Möbelindustrie. In beiden Fällen sind immer mehr Arbeitsplätze mit Teilzeitarbeitskräften oder Anlernkräften besetzt worden. Die Arbeit ist strapaziös und unangenehm, soziale Anerkennung bleibt den Beschäftigten ebenso seitens der Vorgesetzten wie der Arbeitskollegen versagt, und beiden Betrieben droht die baldige Schließung.

Paugam zeigt mit seiner Untersuchung einerseits auf, dass das Problem der Prekarität tief in die Kategorie der (noch) Beschäftigten hineinreicht und sich damit die »Zone der Verwundbarkeit«, um mit Castel zu sprechen, immer mehr ausweitet, und er macht andererseits sichtbar, dass sich die Erfahrung »sozialer Disqualifikation« der (noch) Beschäftigten und der (bereits) Arbeitslosen einander annähert. Gleichzeitig geht aus den empirischen Daten hervor, dass innerhalb ein und desselben Betriebes oder derselben Beschäftigtengruppe die Integrationstypen variieren können, was in der Regel zu einer Schwächung des sozialen und betrieblichen Status führt. So hat sich in einer inzwischen privatisierten Klinik die ehemals »gesicherte Integration« zur »unsicheren Integration« oder in der Möbelfabrik die Arbeitssituation von der »belastenden« zur »disqualifizierenden Integration« verschoben.<sup>15</sup>

Am Ende seiner Studie fragt Paugam nach den Politisierungsmöglichkeiten »sozialer Disqualifikation«. Gestützt auf sein empirisches Material bestätigt er die immer wieder feststellbare Tatsache, dass entgegen mechanistischen Annahmen eine Verschärfung sozialer Ungleichheit keineswegs automatisch eine höhere Protestbereitschaft hervorbringt, sondern eher, wie die Periode der »Trente Glorieuses« beweise, das Gegenteil der Fall sei. Damit es zu sozialen Kämpfen komme, sei allerdings ein »Unterdrückungsbewusstsein« (*conscience d'oppression*) eine unabdingbare Voraussetzung. Die qualitati-

<sup>15</sup> Ebenda, S. 379.

ven Interviews hätten gezeigt, dass die Befragten sehr wohl ihre Situation rational einschätzen und deren Gründe erkennen. Es sei deshalb verfehlt, das Ausbleiben von Widerstand auf einen Mangel an Einsicht in dessen Notwendigkeit zurückzuführen. Für die Entwicklung sozialer Kämpfe seien, wie Paugam sich auf ein Zitat von Raymond Aron berufend feststellt, vielmehr zwei scheinbar ganz gegensätzliche Gefühle gleichzeitig erforderlich, nämlich die Hoffnung *und* die Verzweiflung.<sup>16</sup> Den befragten Beschäftigten fehle aber die Hoffnung, weil sie nicht wüssten, mit welchen Mitteln sie ihrem Protest Geltung verschaffen können. Trotzdem sei, wie Paugam betont, die Situation der Prekarität und »sozialen Disqualifikation« nicht durch die Zwänge des Marktes vollständig determiniert. Da sowohl Prekarität als auch Arbeitslosigkeit nicht nur von der Entwicklung des Arbeitsmarktes, sondern auch von der Politik des Sozialstaats abhängen, könne sich der Widerstand zunächst gegen den Staat richten, denn er sei ebenso wie der Markt für die Prekarität verantwortlich und als Adressat von Forderungen klar identifizierbar. Wenn der Staat zulasse, dass der soziale Status der Beschäftigten durch Deregulierung immer mehr ausgehöhlt werde und sogar durchaus rentable Unternehmen Massenentlassungen vornehmen, müsse er durch einen entsprechenden Widerstand veranlasst werden, seine Politik zu verändern. Offensichtlich denkt Paugam hier an die Möglichkeit, dass prekär Beschäftigte sich ähnlich wie andere soziale Bewegungen – er erwähnt ausdrücklich die Aktionen der Arbeitslosen 1997/98 – organisieren, öffentlich für ihr Anliegen werben und die Medien für sich zu gewinnen versuchen.

So richtig Paugams Hinweis auf den Staat als Adressat sozialer und politischer Forderungen zur Bekämpfung einer fortschreitenden Prekarisierung der Arbeit ist, verrät er doch gleichzeitig eine gewisse Hilflosigkeit hinsichtlich der Schwierigkeit, die Beschäftigten gegen ihre unmittelbaren Gegner, die Aktionäre, Geschäftsführungen und das Management der jeweiligen Unternehmen zu mobilisieren. Paugams Vorschläge spiegeln die gegenwärtige Asymmetrie der Arbeitskämpfe im privaten und öffentlichen Sektor insofern wider, als es weitaus eher möglich erscheint, die Beschäftigten des öffentlichen Sektors und der Staatsbetriebe als die der privaten Wirtschaft zu mobilisieren, wie sich sogar auf dem Höhepunkt der Streikbewegung im Winter 1995/96 gezeigt hat. Die Empfehlung Paugams, gleichsam den Umweg über den Staat zu nehmen, mag im Einzelfall nützlich sein, aber er kann die Schwäche der Belegschaften in den privaten Unternehmen, vor

<sup>16</sup> Ebenda, S. 381.

Ort die Konfrontation mit der Gegenseite zu wagen, nicht verdecken. Wie dieses Problem praktisch lösbar wäre und was eine sozialkritische Soziologie dazu beitragen könnte, steht allerdings vorerst dahin.

Dass zwischen Erwerbsarbeit und sozialem Status ein enger wechselseitiger Zusammenhang besteht, zeigen auf eine je spezifische Weise sowohl die Untersuchung von Beaud/Pialoux über die Peugeot-Arbeiter in Sochaux als auch die empirische Umsetzung des Konzepts der »sozialen Disqualifikation« bei Paugam. Wie sich dieser Zusammenhang *außerhalb* der Arbeit und *jenseits* der Betriebsstore und Werksgelände darstellt, versuchen Pialoux und Beaud in einer Studie über soziale und städtische Gewalt empirisch auszuarbeiten.<sup>17</sup> Dass Arbeit unverändert das Zentrum individueller und kollektiver Identität sowie sozialer Anerkennung bildet, wollen die beiden Autoren am Beispiel eines Konflikts nachweisen, den man auf den ersten Blick nicht ohne weiteres mit Arbeit in Verbindung bringt. Es geht konkret um Jugendliche, die an sozialen Brennpunkten am Rande der großstädtischen Zentren durch Akte der Gewalt und Ungesetzlichkeit ihrer Umgebung sowohl den Stempel der Anomie aufdrücken als auch eine scharfe Grenze zur Welt sozialer »Normalität« und Stabilität ziehen. Üblicherweise stellt das Bewusstsein der Öffentlichkeit zwischen den Vorgängen in den Betrieben zum einen und dem Verfall der öffentlichen Ordnung in den Sozialghettos der Großstädte keinen ursächlichen Zusammenhang her. Das Besondere an der Studie von Beaud/Pialoux ist nun, dass sie die Untersuchung so genannter »Jugendgewalt« in derselben Stadt durchgeführt haben wie ihre Studien über die »condition ouvrière« der OS (ouvriers spécialisés) von Peugeot, also in Montbéliard und zwar in einem Viertel, das den Namen »Petite Hollande« trägt, 13.000 Einwohner hat und bei den Behörden als »Zone vorrangiger Dringlichkeit« und damit faktisch als sozialer Brennpunkt eingestuft wird.<sup>18</sup> Hier kam es im Sommer 2000 zu einer Revolte von ungefähr 300 Jugendlichen meist maghrebinischer Herkunft anlässlich der polizeilichen Fahndung nach einem im Viertel wohnhaften jugendlichen Bankräuber. Für Beaud und Pialoux ist die »émeute« der Jugendlichen Symptom eines Zerfallprozesses, der seine strukturellen Ursachen im Niedergang der traditionellen Arbeiterkultur und ihrer sozialen Integrationsfähigkeit hat. Mit diesem Niedergang korrespondiert die Entwicklung einer »strukturellen Prekarität«<sup>19</sup>

17 Stéphane Beaud / Michel Pialoux, *Violences urbaines, violence sociale. Genèse des nouvelles classes dangereuses*, Paris 2003.

18 Ebenda, S. 9 ff.

19 Ebenda, S. 382.

und einer Subproletarisierung, von der die jungen Immigranten der Jahrgänge seit etwa 1970 in den vorstädtischen Problemvierteln (*cités*) am schärfsten betroffen sind. In dem Maße, wie die französische Arbeiterklasse vom »Klassenobjekt« zum »Klassenobjekt« geworden sei, sich also die von Marx vorgesehene Politisierungslogik genau umgekehrt habe, wächst eine »neue gefährliche Klasse« heran, die, weil sie weder den Anforderungen einer postfordistischen Reorganisation der Arbeit (fehlende »employability«) gewachsen ist noch in sozialstaatlichen Institutionen Schutz findet, sich selbst überlassen wird. Während die erste und zweite Generation der Immigranten durch ihre Arbeit und die Arbeiterbewegung integriert werden konnte, ist die nach 1970 geborene Generation (meist maghrebischer Herkunft) der »vingt piteuses«, also der »erbärmlichen 20 Jahre« seit 1980, mit einer Arbeiterklasse konfrontiert, die historisch entwaffnet und ihres Selbstbewusstseins beraubt wurde. Erst diese Kontextualisierung erlaubt es nach Beaud/Pialoux, die Situation der jungen Immigranten zu verstehen. Sie tragen die Bürde einer doppelten Erbschaft: erstens die der Herkunft aus einem Arbeitermilieu, das sie als trostlos und verabscheuungswürdig erleben und zweitens die des Kolonialismus, dessen Folgen sie als Stigmatisierung und Verliererschicksal erfahren.<sup>20</sup> Ihre objektiv desolate Situation, gekennzeichnet durch Prekarität, Arbeitslosigkeit und fehlendes Einkommen, wird zusätzlich durch eine Politik symbolischer Zuschreibungen verschärft, die sich einerseits in polizeilichen Praktiken der »Null-Toleranz« und andererseits einer medialen Repräsentation nach dem Prinzip »blame the victim« äußert. Das wiederum fördert die Akzeptanz der jungen Immigranten der »cités« für Angebote einer islamistischen »Parallelgesellschaft«, die sie einer rigiden kommunitären Kontrolle unterwirft und so ihre »Nichtintegrierbarkeit« verfestigt.

In diesem Zusammenhang setzen sich Beaud und Pialoux auch kritisch mit der Funktion von Intellektuellen auseinander, der sie eine Mitverantwortung an der schwierigen Lage der Arbeiterklasse im Allgemeinen und der jungen Immigranten im Besonderen zuschreiben. Dabei meinen Beaud/Pialoux vor allem die Repräsentationskrise der Arbeiterklasse, hervorgerufen durch eine von Intellektuellen mitbetriebene Zerstörung eines positiven kollektiven Selbstbildes der Arbeiter. In dem Maße, wie sich die soziale Lage der Arbeiter während des vergangenen Vierteljahrhunderts durch Prekarisierung, Arbeitslosigkeit und sozialen Abstieg verschlechterte, zerbrach auch das ehemals enge Bündnis zwischen Arbeiterbewegung und Intellektuellen. Viele

<sup>20</sup> Ebenda, S. 404.

der Intellektuellen beteiligen sich nun am Diskurs über das »Ende der Arbeiterklasse«, wie Gerard Noiriel im Vorwort zur Neuauflage seiner Standardpublikation<sup>21</sup> über die französische Arbeiterklasse betont, oder feiern mit triumphalen Zynismus die »Schönheit des kommunistischen Todes«,<sup>22</sup> der seinerseits das Ende der Arbeiterklasse politisch-ideologisch besiegeln soll. Wie der Zusammenhang zwischen dem Zerfall der Arbeiterklasse und der Krise des französischen Kommunismus im intellektuellen Diskurs präsentiert wird, hat Bernard Pudal aufgezeigt, indem er drei Formen der intellektuellen »Disqualifikation« des französischen Kommunismus unterscheidet: a) die Disqualifikation der Arbeiter als rückständig, bildungsfern und bemitleidenswert, b) die Disqualifikation der kommunistischen Elite als »brutal«, »bürokratisch« und »dummlich« etc. und c) die wissenschaftliche Disqualifikation der Geschichte des Kommunismus, wie sie etwa Stéphane Courtois, der Verfasser des »Schwarzbuchs des Kommunismus« praktiziert habe, indem er sich eines suggestiven Positivismus der Berufung auf die »Fakten an sich« bediene, aber mit seinem angeblich historischen »Realismus« der Fakten ein aktuelles Interesse transportiere, nämlich das »zweilichtige Interesse am Schauspiel des Todes des Kommunismus« (le trouble intérêt du spectacle de la mort communiste).<sup>23</sup>

21 Gérard Noiriel äußert sich kritisch zu der gegenwärtig zu beobachtenden Neigung, die von der Annales-Schule entwickelte »strukturelle« Sichtweise durch einen sozialgeschichtlichen Mikro-Radikalismus zu ersetzen: »Heute (dagegen) muss man absolut ›micro‹ sein. Außerhalb der Individuen und der lokalen Interaktion, kein Heil. Die Kritik der ›kollektiven Kategorien‹, der ›verdinglichten‹ Einheiten, ist zu einem Gemeinplatz aller Untersuchungen geworden, die sich für ›neu‹ halten. Meistens münden diese Beiträge in relativistische Schlussfolgerungen ein: ›Die Arbeiterklasse existiert nicht, man kann sie nicht mit Hilfe globaler Kategorien erfassen, weil die sozialen Realitäten unendlich unterschiedlich, veränderlich und heterogen sind.‹« Gérard Noiriel, *Les ouvriers dans la société française. XIX<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècle. Préface inédite de l'auteur*, Paris 2002, S. IX.

22 Vgl. Bernard Pudal, *La beauté* (wie Anm. 3), S. 555 ff.

23 Ebenda, S. 558. Diese Interpretation von Bernard Pudal ist durchaus plausibel, vergewährtigt man sich zum Beispiel den freizügigen Umgang der Verfasser des »Schwarzbuches« mit den historischen Daten (Vgl. Stéphane Courtois et al. *Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror*, 2. Aufl., München 1998). Sie werden häufig, vor allem wenn es um Zahlenangaben über die Opfer der im Namen des Kommunismus begangenen Verbrechen geht, nicht belegt, enthalten aber aufgrund ihrer erschreckenden Größe und entsetzlichen Details jene suggestive Wirkung, die Pudal als »Faktenrealismus« bezeichnet. Hinter dieser Wirkung verschwinden die immensen Widersprüche und Bedrohungen, denen der Kommunismus im Inneren und Äußeren ausgesetzt war und deren Berücksichtigung zu anderen Schlussfolgerungen als denjenigen führen würde, die in dem von Pudal genannten »zweilichtigen« politischen Interesse der Autoren des »Schwarzbuches« liegen.

Aber sowohl Beaud/Pialoux als auch Pudal lassen keinen Zweifel daran, dass die Krise der Arbeiterbewegung nicht nur durch exogene Faktoren verursacht wurde, sondern die Gewerkschaften beziehungsweise der PCF zu ihrem Niedergang selbst aktiv beigetragen haben, weil sie sich nicht auf die durch die Modernisierung des Kapitalismus seit den achtziger Jahren aufgeworfenen Probleme einzustellen vermochten.

### *Der neue Geist des Kapitalismus*

Im Unterschied zu den bisher berücksichtigten Beiträgen verfolgen Luc Boltanski und Ève Chiapello das hoch gesteckte Ziel, von einzelnen Aspekten der Sozialkritik zu einer umfassenden, aus herkömmlichen Denkmustern sich lösenden soziologischen Deutung des modernen (französischen) Kapitalismus überzugehen.<sup>24</sup>

Dabei gehen sie von der Voraussetzung aus, dass der moderne Kapitalismus aus seiner ökonomischen Logik heraus prinzipiell unfähig sei, jenen »Geist« der Gemeinwohlorientierung und moralischen Identifikation zu erzeugen, ohne den er jedoch in einer auf Zustimmung, Diskurs und Konsens angewiesenen modernen Welt nicht auskommen könne.<sup>25</sup> Mit dem Ausdruck »Geist des Kapitalismus« knüpfen die Autoren bewusst an die Max Weber'sche Idee des Zusammenhangs zwischen historischer Entwicklung des Kapitalismus und protestantischer Arbeitsethik an, gehen aber insofern über Weber hinaus, als sie sich nicht auf die individuelle Motivation rastlosen Erwerbstrebens und rationaler Lebensführung beschränken, sondern im Geist des Kapitalismus den Horizont einer gesellschaftlichen Gemeinwohlorientierung und Gerechtigkeitsethik verstehen. Seine moralische Selbstlegitimation ermöglicht es dem Kapitalismus, permanent die an ihm geübte Kritik zu assimilieren und in Antriebskräfte seiner Dynamik umzuwandeln.

Historisch wird zwischen drei Erscheinungsformen des »kapitalistischen Geistes« unterschieden. Der »erste Geist« bezieht sich auf die Zeit um die Wende zum 20. Jahrhundert und wird durch eine paternalistische, oft noch lokal bornierte und fortschrittsgläubige Mentalität eines Unternehmerkapi-

24 Luc Boltanski/Ève Chiapello, *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003 (frz. 1999).

Luc Boltanski arbeitete früher mit Pierre Bourdieu zusammen, von dem er sich aber trennte. Er ist Forschungsdirektor an der EHESS in Paris. Ève Chiapello ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der »École des hautes études commerciales« (EHEC) in Paris.

25 Vgl. Ebenda, S. 58 ff.

talismus geprägt. Der »zweite Geist« umfasst die Periode zwischen den 1930er und 1970er Jahren, also die Periode des Fordismus, und steht im Zeichen sowohl der Dominanz großer bürokratisierter Großunternehmen und Massenproduktion als auch meritokratischer Aufstiegserwartungen und sozialstaatlicher Regulierung. Seit den 1980er Jahren entwickelt sich der »dritte« und »neue Geist des Kapitalismus«, für den Flexibilität, Mobilität, netzwerkförmige Kooperation, Projektarbeit, Innovation und Kreativität charakteristisch sind. Ihm gilt vorrangig das Interesse der Autoren. Für die Dynamik des Kapitalismus stellt nach ihrer Meinung die am Kapitalismus geübte Kritik eine strukturelle Voraussetzung dar: »Mit dem Begriff des kapitalistischen Geistes lassen sich außerdem die Entwicklung des Kapitalismus und die gegen ihn erhobenen Kritiken in ein und derselben Dynamik zusammenfassen. In unserer Argumentation fungiert die Kritik nämlich als Motor für die Veränderungen des kapitalistischen Geistes.«<sup>26</sup> Boltanski und Chiapello unterscheiden zwei Formen von Kritik, mit denen sich der Geist des Kapitalismus in seiner Geschichte auseinandersetzen musste: die »Sozialkritik« und die »Künstlerkritik«.<sup>27</sup> Erstere beinhaltet Forderungen nach mehr sozialer Gerechtigkeit, Einschränkung der Ausbeutung, Verbesserung der Arbeitsbedingungen und Schutz der Arbeitskraft, während sich die »Künstlerkritik« auf die Befreiung von Entfremdung und Zwang sowie die Erweiterung individueller Autonomie und der Spielräume schöpferischen Handelns usw. richtet. Den Autoren zufolge wurde die vor allem im Kontext der Studentenrevolte von 1968 artikulierte »Künstlerkritik« in der dann folgenden Periode durch beträchtliche Erfolge der »Sozialkritik« (Lohnerhöhungen, Verbesserungen der Arbeitsbedingungen, Anerkennung gewerkschaftlicher Rechte usw.) überlagert. Da aber die Öffnung des »zweiten kapitalistischen Geistes« nach 1968 für die »Sozialkritik« nicht zu der erwarteten Befriedung der industriellen Beziehungen führte, sondern im Gegenteil ein weiteres Erstarren der »Sozialkritik« hervorrief, begann der »kapitalistische Geist« seit Mitte der siebziger Jahre sich mehr und mehr Elemente der »Künstlerkritik« anzueignen. Er bemächtigte sich der ursprünglich gegen ihn gerichteten Forderungen nach Autonomie und Abschaffung von Autoritäten

26 Vgl. Ebenda, S. 68.

27 Eine ausführliche Kritik an der Verwendung dieser Begriffe habe ich in einem Beitrag formuliert, der kürzlich in der Zeitschrift »Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung« erschienen ist. Vgl. Lothar Peter, Der neue Geist des Kapitalismus. Stärken und Schwächen eines Erklärungsversuchs, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, 16 (2005), 62, S. 7–24.

und Hierarchien, um sie in ein *Movens* kapitalistischer Akkumulation zu transformieren. Das war umso erfolgreicher, je mehr es gleichzeitig gelang, die kollektiven Akteure der »Sozialkritik«, also in erster Linie die Gewerkschaft CGT und den PCF, wieder zurück zu drängen, die Arbeiterbewegung zu »entwaffnen« und den sozialen Status der Beschäftigten durch Modernisierung und Deregulierung der Arbeit zu untergraben. So wurden Anfang der achtziger Jahre die geeigneten Bedingungen für das Entstehen des »dritten« und »neuen Geistes« des Kapitalismus geschaffen. Das Profil dieses »dritten Geistes« leiten Boltanski und Chiapello aus einer empirischen Inhaltsanalyse von Texten der Managementliteratur ab, in der sie vor allem seit etwa 1990 die zunehmende Dominanz einer so genannten »Netzlogik« und eines dieser Netzlogik entsprechenden normativen Rechtfertigungsregimes zu entdecken glauben. Das die Legitimität von Handlungen in der »Netzwelt« ordnende Rechtfertigungsregime nennen sie die »projektbasierte Polis« (*cité par projets*). Es unterscheidet sich von den Rechtfertigungsregimen traditioneller Sozialwelten wie der Familie oder der Industrie; denn die »projektbasierte Polis« stellt die Antwort des auf moralische Rechtfertigung angewiesenen »neuen Geistes« des Kapitalismus auf die Erfordernisse der modernen projektf  rmigen »konnexionistischen Welt« dar, die Initiativgeist, Flexibilität, kommunikative Kompetenz und Inspiration verlangt. Die Entwicklung der »projektbasierten Polis« hat also Elemente der »Künstlerkritik« so weit in sich aufgenommen, dass ihre kritische Funktion neutralisiert und durch den Managementdiskurs umgeschrieben werden konnte. Das wiederum hat, wie Boltanski und Chiapello argumentieren, während der neunziger Jahre zu einer »Wiedergeburt der Sozialkritik«<sup>28</sup> geführt, die aber nur dann – und das ist die Pointe im Modell von Boltanski und Chiapello – Aussicht auf Erfolg habe, wenn sie die neuen Bedingungen der »Netzwelt« berücksichtige und ihr ad  quate Gerechtigkeitsstandards zu verankern versuche. Die Autoren postulieren also eine Sozialkritik, die, würde sie sich am herkömmlichen Klassen- und Ausbeutungsparadigma orientieren, die zukünftigen Entwicklungen verfehlen müsse und deshalb zur Ohnmacht verurteilt sei. Von einer sich auf der Höhe ihrer Zeit befindlichen Sozialkritik erwarten sie, dass sie neue Gerechtigkeitsstandards in die »Netzwelt« einzuschreiben und durch das neue Rechtfertigungsregime der »projektbasierten Polis« die destruktive Dynamik und moderne Ausbeutungslogik des Kapitalismus einzudämmen vermag.

28 Vgl. Luc Boltanski /   ve Chiapello, *Der neue Geist* (wie Anm. 24), S. 380 ff.

Bilanziert man die Stärken und Schwächen dieser umfangreichen, komplexen und nicht immer leicht nachvollziehbaren Studie, so ist zunächst Folgendes zu bemerken. Boltanski und Chiapello versuchen neue Pfade der Kapitalismusanalyse zu beschreiten und neuen gesellschaftlichen Entwicklungen wie der allgemeinen Tendenz zur Vernetzung Rechnung zu tragen. Dabei erweist sich das empirische Prozedere einer Inhaltsanalyse der Managementliteratur als originell und ergiebig. Auch die Idee, die Kritik am Kapitalismus als Vektor seiner Dynamik zu interpretieren, ist insofern weiterführend, als sie die Aufmerksamkeit auf die noch immer ungelöste Frage lenkt, wie es dem Kapitalismus gelingt, die Menschen in seine symbolische Ordnung einzubinden, obwohl die kapitalistischen Krisen und Deformationen unübersehbar sind. Außerdem ist die Absicht der beiden Autoren, den modernen Kapitalismus einer realistischen, auf abstrakte Revolutionssemantik verzichtenden Reform zu unterziehen, glaubwürdig und diskutabel.

Neben diesen Vorzügen, denen weitere hinzu zu fügen wären, weist die Studie aber auch grundlegende Schwächen auf. So ist es *erstens* ein Irrtum anzunehmen, dass der Kapitalismus trotz seiner entgegengesetzten ökonomischen Logik ein gesellschaftliches Bedürfnis nach moralischer Legitimation und Gemeinwohlorientierung entwickelt. Boltanski und Chiapello verwechseln die Möglichkeit, dem Kapitalismus und anderen, mit ihm verknüpften Herrschaftsverhältnissen (wie zum Beispiel der patriarchalischen Herrschaft) Zugeständnisse und Reformen abzutrotzen, mit einem dem Kapitalismus selbst zugeschriebenen »Geist«, der die Gegensätze und Ungleichheiten zu »allgemeinwohlorientierten Rechtfertigungen«<sup>29</sup> versöhnt. *Zweitens* unterscheiden sie nicht systematisch zwischen einer Kritik, die den kapitalistischen Verhältnissen immanent bleibt, und einer prinzipiellen Kritik am Kapitalismus. Nicht jede Bemängelung von Missständen und Defiziten ist schon an und für sich eine Kapitalismuskritik. Da sie diesen Unterschied verwischen, gehen sie davon aus, dass der Kapitalismus jedwede Kritik an ihm in Rechtfertigungsgründe seiner Aufrechterhaltung transformieren kann. Das ist aber insofern falsch, als der Kapitalismus (als ökonomischer, sozialer, politischer und kultureller gesellschaftlicher Zusammenhang) zwar auf antikapitalistische Kritik zu reagieren versucht und ihre praktischen Konsequenzen je nach historischer Situation auch zu unterbinden vermag, sich den Inhalt antikapitalistischer Kritik aber *nicht* zueigen machen kann, weil gerade das mit seiner Selbstaufhebung identisch wäre. *Drittens* läuft die These,

29 Ebenda, S. 65.

dass der »neue Geist des Kapitalismus« und die »projektbasierte Polis« auf einen inneren Wandel des »zweiten Geistes« des Kapitalismus infolge der »Künstlerkritik« der 68er Bewegung zurück zu führen seien, auf eine gravierende Unterschätzung der objektiven Bedingungen kapitalistischer Verwertung hinaus; denn diese waren es in Wirklichkeit, die den Bedarf an jenen Eigenschaften und Kompetenzen verursacht haben, die für die »konnexionistische Welt« typisch sind. Es waren die Grenzen fordistischer Massenproduktion, die Differenzierung der Nachfrage, der Übergang von Warenmärkten zu »Käufermärkten« und die Verschärfung der Konkurrenz auf globalen Märkten, die zu allererst und im Wesentlichen den »neuen Geist« des Kapitalismus ins Leben gerufen haben. Deshalb ist es ein idealistischer Trugschluss, diesen Geist primär aus der »Künstlerkritik« abzuleiten, wie sie sich 1968 zu artikulieren versuchte. *Viertens* avanciert der »neue Geist« des Kapitalismus bei Boltanski und Chiapello, wie Jacques Bidet jüngst zutreffend bemerkt hat, zum »großen Subjekt einer großen Erzählung«,<sup>30</sup> dem es gelingt, die gegen es gerichtete Kritik fortlaufend in Antriebskräfte des eigenen Fortschritts zu verwandeln. Damit wird die Möglichkeit einer Alternative zum Kapitalismus als unreal ausgedeutet und Kritik am Kapitalismus paradoxer Weise mit seiner Therapie gleichgesetzt. *Fünftens* schließlich neigen die beiden Autoren dazu, die diskursiven Möglichkeiten der Bewältigung gesellschaftlicher Widersprüche zu überschätzen. Damit übersehen sie, dass selbst bescheidene Reformen oft nur deshalb durchgesetzt werden konnten, weil sie sich nicht auf Diskurse und Kommunikation beschränkten, sondern im Gegenteil zu außerdiskursiven Mitteln wie Widerstand, Verweigerung, Streik und Regelverletzungen griffen. Erst dadurch konnte eine Verhandlungsmacht entstehen, die die Akteure und Institutionen der herrschenden Klasse zu Zugeständnissen zwang.

### *Schlussbemerkung*

Obwohl die französische Arbeiterbewegung, die politische Linke und die linken Intellektuellen seit den achtziger Jahren in die Defensive gedrängt wurden und die kapitalistische Modernisierung auch in Frankreich über alle Widerstände zu triumphieren scheint, ist die Kontinuität einer sozialkriti-

30 Jacques Bidet, *L'esprit du capitalisme. Questions à Luc Boltanski et Ève Chiapello*, in: Jean Lojkine (sous la direction de), *Les sociologies critiques du capitalisme*, Paris 2002, S. 233.

schen Soziologie nicht gänzlich abgebrochen. Sie ist zwar weit von jener Situation nach 1968 entfernt, die an die Namen von Serge Mallet, Alain Touraine, Henri Lefebvre, Nicos Poulantzas und Louis Althusser erinnert, aber sie setzt dem Mainstream der sozialwissenschaftlichen »pensée unique«, des uniformen und konformen Denkens, eigenständige Auffassungen und Analysen entgegen. Die Protest- und Streikbewegung von 1995/1996, die größte seit 1968, sowie der Aufschwung der Globalisierungsgegner, namentlich von ATTAC, aber auch die Militanz der neuen Bauernbewegung »Confédération paysanne« unter Führung von José Bové sowie anderer Bewegungen und Aktionsgruppen haben der soziologischen Sozialkritik einen gewissen Auftrieb gegeben, dessen Dynamik und Reichweite indessen nicht überschätzt werden darf. Dennoch haben sie der kritischen Soziologie Impulse gegeben, wie sie in Deutschland bisher nur in Einzelfällen wahrnehmbar sind.

Neben den sozialen und politischen Bewegungen ist auf ein spezifisch intellektuelles und wissenschaftliches Phänomen hinzuweisen, das – ebenso wie der Einfluss marxistischen und sozialistischen Denkens – die Sozial- und Gesellschaftskritik in Frankreich bis heute inspiriert. Dieses Phänomen besteht in der fortwirkenden Kraft und Fruchtbarkeit der klassischen Periode der französischen Soziologie, die bis heute anhalten. Es ist vor allem das Paradigma der Durkheim-Schule, das (ganz im Kontrast zur deutschen soziologischen Klassik, der, von wenigen Ausnahmen wie Ferdinand Tönnies oder Emil Lederer einmal abgesehen, sozialkritisches Denken äußerst fremd blieb) eng mit sozialreformerischen, antiutilitaristischen, antiindividualistischen und manchmal sogar antikapitalistischen Orientierungen verbunden war und im gegenwärtigen soziologischen Diskurs noch immer eine beeindruckende Aktualität besitzt, wie die Beiträge vor allem von Pierre Bourdieu, aber auch Robert Castel, Serge Paugam, Alain Caillé und anderen bestätigen. So kann sich die sozialwissenschaftliche Sozial- und Gesellschaftskritik sowohl auf die marxistische und sozialistische Theorettradition als auch auf das Potential in der Kontinuität der Soziologie von Émile Durkheim, Marcel Mauss, François Simiand und Maurice Halbwachs stützen.

---

## Jörg Wollenberg Ada und Theodor Lessing: Rückkehr unerwünscht

**A**M 14. März 1933 erlangte die NSDAP bei den Kommunalwahlen im zuvor roten Hannover die Mehrheit. Die Stadtverwaltung wurde von rund 200 »Anhängern der Judenrepublik gesäubert«. Auch der Stadtschulrat und Verwaltungsausschuss der Volkshochschule beugten sich dem Druck der Nazis. Sie zwangen die Geschäftsführerin der Volkshochschule Hannover, ihr Amt niederzulegen. Freiwillig war Ada Lessing nicht zum Rücktritt bereit. Die am 16. Februar 1883 als Adele Minna Abbenthern in Hannover geborene Volkshochschulleiterin hatte als bekannte Gegnerin der Nationalsozialisten die neuen Machthaber immer wieder herausgefordert. Ada Lessing verabschiedete sich Mitte März 1933 in einem offenen Brief von den Hörern und Mitarbeitern der Volkshochschule: »Die politische Lage der heutigen Zeit zwingt mich, von meiner Tätigkeit als Leiterin der Volkshochschule zurückzutreten. Die 14-jährige Arbeit der Volkshochschule, die ein unvergesslicher kultureller Abschnitt in der Geschichte der Stadt Hannover sein wird, tritt mit meinem Ausscheiden in ein neues Stadium ein.«<sup>1</sup>

Zum gleichen Zeitpunkt gelang es dem Rektor der Technischen Hochschule Hannover, die »causa Lessing« endgültig zu lösen. Der preußische Minister für Wissenschaft und Kunst wurde am 3. April 1933 auf »Anregung mehrerer Professoren« gebeten zu genehmigen, dass Lessings »Auffüh-

1 In dem von Christian Heppner und Wolf Dieter Mechler zusammengestellten Katalog (1995) zum 75-jährigen Bestehen der Volkshochschule (VHS) Hannover werden erstmals zahlreiche, bislang unbekannte Dokumente von Ada Lessing veröffentlicht, die aus dem Privatarchiv des Enkels Peter Gorny stammen. Weitere Dokumente zu Ada und Theodor Lessing, auch der Briefwechsel beider nach dem März 1933, liegen, von Rainer Marwedel geordnet, im Stadtarchiv Hannover: Theodor Lessing Nachlass (ThLN). Marwedel hat sie für die von ihm herausgegebene Sammlung von Essays und Feuilletons (1986/89) wie auch für die 1987 vorgelegte Biographie benutzt, eine Studie von hohem Rang, die Ausgangspunkt und Grundlage jeder Theodor-Lessing-Forschung bis heute bleibt.

«...»  
 rung im Vorlesungsverzeichnis künftig unterbleibt«. Der Minister möge dem Professor Dr. Lessing die *venia legendi* entziehen, »da seine Zugehörigkeit zur Hochschule eine Belastung für diese bedeutet und immer die Gefahr besteht, dass Dr. Lessing diese Lehrtätigkeit wieder aufnimmt«. <sup>2</sup>

Nach einem zweiten Jaucheattentat durch Nazi-Anhänger auf die gemeinsame Wohnung in Hannover-Anderten hatte Theodor Lessing die »Villa Miriam« in der Tiergartenstraße 165 Anfang März 1933 für immer verlassen. Von Schutzhaft (KZ) bedroht, floh Lessing mit seiner Tochter Ruth nach Marienbad. Ada Lessing hoffte damals noch, ihrer Tätigkeit als VHS-Leiterin weiter nachgehen und für die SPD in den Reichstag nachrücken zu können. Am 8. März 1933 schrieb Theodor Lessing der Familie Bontjes van Beek in Fischerhude: »Wir waren in den letzten Wochen beständig Anpöbeleien und Bedrohung ausgesetzt [...] Ich werde nun einige Zeit in dem noch winterlich stillen und verschlafenen Marienbad meiner Arbeit nachgehen [...] Wir halten es mit Mutter Breling: tapfer bis zum Ende. Jetzt kommt unsere Zeit und wir werden unser Bestes tun.« <sup>3</sup>

Früher als die meisten Zeitgenossen hatten Ada und Theodor Lessing die Gefahren erkannt, die von Hitler und den Nationalsozialisten ausgingen. »Die Denkfehler des Nationalsozialismus immer wieder klar aufzudecken« und sie zugleich als Kontinuität deutsch-nationalen und völkischen Denkens zu beschreiben, wurde zur zentralen Verpflichtung ihres Denkens und Handelns.

»In stillen Stunden liebäugle ich oft mit dem Tode«, notierte die verzweifelte Ada Lessing in einem Brief vom Juni 1933 an ihren Mann. Am 2. April 1933 hatte sie der Regierungshauptkasse in Hannover mitgeteilt: »Da mein

2 In Ergänzung zu dem Theodor-Lessing-Nachlass in Hannover habe ich auf die Akten des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zurückgegriffen. Sie befinden sich im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem. Unter Rep 76 Vb Sekt 13 tit. III, 2c, Bd. 1–3 liegen allein 1600 Blätter »Sonderaktion Lessing« als Teil der Unterlagen zur Technischen Hochschule Hannover. Darunter auch die hier zitierte Eingabe des Rektors vom 3.4.1933: Blatt 199.

3 Ada, Ruth und Theodor Lessing zogen sich seit den zwanziger Jahren immer wieder nach Fischerhude bei Bremen zurück, einem Ort der Ruhe und der Sammlung, unter Freunden in dem Haus der Künstlerfamilien Bontjes van Beek und Breling. Der hier zitierte handschriftliche Brief Lessings aus Marienbad vom 8.3.1933 befindet sich im Besitz von Tim Bontjes van Beek in Fischerhude. Seine Schwester Cato Bontjes van Beek gehörte zu den 1942/43 durch das Fallbeil hingerichteten Mitgliedern der größten Widerstandsgruppe gegen das NS-Regime, der Roten Kapelle. Adolf Grimme kam damals mit drei Jahren Zuchthaus davon. Dazu Regina Griebel u. a., Erfasst? Das Gestapo-Album der Roten Kapelle. Eine Foto-Dokumentation, Halle 1992.

Mann zur Zeit nicht in Europa ist, erlaube ich mir darauf hinzuweisen, dass wir völlig mittellos sind und nicht in der Lage sind, den Betrag von DM 190,- zurückzuerstatten. Ich habe den größten Teil des Betrages schon ausgegeben für am 1. April notwendige Zahlungen, da ich leider auch meine persönlichen Einnahmen verloren habe.« Selbstbewusst und furchtlos schrieb sie erneut am 16. Juni 1933 an den aus Hannover stammenden einstigen Nachbarn, Gymnasiallehrer und NS-Gauleiter Bernhard Rust, der zum preußischen Kultusminister aufgestiegen war: »Wenn ich mich nun, anstelle meines Mannes, heute an Sie, Herr Minister, wende, so geschieht das darum, weil vielleicht einmal die Bekanntschaft seit frühen Jugendjahren die Angelegenheit erleichtert, aber auch zum anderen aus dem Grunde, weil ich meinen Mann weitere Demütigungen ersparen möchte. Ich erlaube mir nun auf folgendes hinzuweisen, [...], dass sowohl mein Mann wie auch ich viele Jahre hindurch eine bedeutende Kulturarbeit für unsere Vaterstadt Hannover geleistet haben. Herr Ministerialrat Dr. Bojunga kann über meine 14-jährige Leitung der Volkshochschule genaueste Auskunft geben, da er mehrere Jahre hindurch als enger Mitarbeiter im Verwaltungsausschuss vertreten war.«<sup>4</sup> Bojunga war zu diesem Zeitpunkt in Göttingen als Kurator der Georgia Augusta damit beschäftigt, die Universität von jüdischen Wissenschaftlern und Nobelpreisträgern zu säubern. Er nahm Stellung zum Anspruch von Theodor Lessing, fand aber keine Zeit, sich zu Ada Lessings Arbeit zu äußern. Diese ließ sich jedoch nicht so einfach beiseite schieben. Sie pochte auf dem ihr zustehenden Recht. Schon am 27. April 1933 hatte sie ihrem Mann geschrieben: »Beide waren wir unserer Vaterstadt treuer als irgendeiner derjenigen, die nach Konjunktur den Wohnsitz wechseln. Das wird immer wieder gesagt, das nagele ich fest. 14 Jahre Volkshochschularbeit. 25 Jahre Wirken von Dir, das lasse ich nicht aus der Geschichte Hannovers löschen, das wird eingeschrieben mit Günther Wagners unauslöschbaren Farbestiften« (Pelikan, J. W.).

Anfang Juli 1933 musste auch Ada Lessing Hannover verlassen. Sie folgte ihrem Mann in die Tschechoslowakei. Sie bezogen die »Villa Edelweiß«

4 Berlin-Dahlem, Rep. 76, Blatt 200 (Brief vom 25.4.1933) und Blatt 205/06. Der Eingabe vom 16.6.1933 folgt auf Blatt 207–213 eine umfangreiche Dokumentation »zur Angelegenheit Lessing-Hannover«, u. a. mit Stellungnahmen des Staatssekretärs von Rottenburg und von Bojunga. Das Ministerium sah sich durch Ada Lessings Intervention gezwungen, den Forschungsauftrag für Lessing erneut zu kündigen, war aber bereit, bis zu dem Zeitpunkt der Kündigung und einer folgenden dreimonatigen Karenzzeit die Vergütung weiter zu zahlen.

am Stadtrand des Kurortes Marienbad. In diesem Treffpunkt der finanzstarken »feinen Gesellschaft« aus Europa, ab 1933 Anziehungspunkt politisch verfolgter Familien aus Deutschland, planten die beiden Lessings, im Spätherbst 1933 ein Landerziehungs- und Töchterheim zu eröffnen. Am 5. Juli 1933 schrieb Theodor Lessing an Philip Hartog in London. Er bat »um eine Geldhilfe zur Begründung eines Schulheimes für Kinder jüdischer Emigranten« und fügte hinzu: »Unsere in Deutschland zurückgebliebenen Ersparnisse, einzelne Hilfe für Krankheit und Alter, wurden konfisziert. Das Ministerium für Propaganda verleumdete uns öffentlich als Feinde unseres Vaterlandes und ließ verbreiten, dass auf meinen Kopf eine Prämie von 40.000,- Mark gesetzt, die neuerdings auf 80.000,- erhöht worden sei. Unsere Lage ist schwer.«<sup>5</sup> Mit diesem letzten gemeinsamen Lebens- und Arbeitsprojekt gingen Ada und Theodor Lessing einen Weg, wie auch andere befreundete Lehrer und Wissenschaftler in der Emigration: die Gründung von Exil-Schulen und Heimen im Geiste der Reformpädagogik, teilweise unter Berücksichtigung sozialistischer Erziehungsvorstellungen.<sup>6</sup>

Die in der Nacht vom 30. auf den 31. August 1933 von der NS-Führung veranlasste Ermordung Theodor Lessings vereitelte die Realisierung des Exil-Projektes in Marienbad. Nach der Beisetzung Theodor Lessings auf dem jüdischen Friedhof in Marienbad am 2. September 1933 rief Ada Lessing mit Freunden zur Gründung eines »Theodor-Lessing-Fonds« auf. Nazigeegner und der Vertreter der Friedensbewegung unterzeichneten den Aufruf, unter anderem Bertrand Russel, Romain Rolland, Albert Einstein, Max Brod, Otto Freund und Hugo Bergmann. Auch dieses Projekt scheiterte an den sich überstürzenden politischen Ereignissen. Kurz nachdem ihr Einbürgerungsverfahren erfolgreich im Jahre 1937 abgeschlossen war, drohte nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland die Gefahr der Zerschlagung der Tschechoslowakei. Noch vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in Prag gelang es Ada Lessing, zu fliehen und in Großbritannien eine neue Tätigkeit aufzunehmen. Zunächst als Leiterin der Hauswirtschaft einer internationalen Schule für Emigrantenkinder in Wales tätig, fand sie vor al-

5 Deutsche Bibliothek Frankfurt/M., Deutsches Exilarchiv, Archivalien EB autogr. 5a; Theodor Lessing, *Bildung ist Schönheit, Ausgewählte Schriften*, hg. von Jörg Wollenberg, Bd. I, Bremen 1995, S. 165–168. Ende Juni 1933 fand Lessing die Kraft zu einer Satire über die Kopfprämie (»Mein Kopf«), abgedruckt in: ebenda, S. 69–71.

6 Vgl. u. a. Wolfgang Keim, *Erziehung unter der Nazi-Diktatur*, Bd. 2, Darmstadt 1997, S. 263–313; Hildegard Feidel-Mertz u. a., *Schulen im Exil. Die verdrängte Pädagogik nach 1933*, Darmstadt 1983.

lem Unterstützung bei der Initiatorin dieses Schulprojekts, der Mitbegründerin des Internationalen Jugendbundes, Minna Specht. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde dieses Projekt aufgelöst. Ada Lessing musste sich auf eine kleine Farm in Wales zurückziehen, wo sie bis zum Kriegsende mit englischen Kriegsdienstverweigerern einen Bauernhof bewirtschaftete.

### *Die verhinderte Rückkehr Ada Lessings nach Hannover*

Einsam und zurückgezogen versuchte sie nach 1945 vergeblich, ihre alte Stelle als Leiterin der Volkshochschule Hannover wieder zu übernehmen. Selbst nach Hannover zurückgekehrte Repräsentanten des Exils – wie zum Beispiel Fritz Heine – sahen sich als enge Mitarbeiter im »Büro Dr. Schumacher« nicht in der Lage, die Rückkehr Ada Lessings zu ermöglichen. Am 24. April 1946 richtete sie aus England einen handschriftlichen Brief an die deutschen Freunde und bat Wilhelm Sander, der Anfang Mai 1946 von London als Gastdelegierter zum ersten SPD-Parteitag nach Hannover reiste, um Hilfe: »Versuchen Sie meine alte Volkshochschule zu sehen und sagen Sie den Leitern, sie sollten mich zurückrufen, wenn ich helfen kann.« Der Emigrant Sander übergab das Schreiben vom 24. April 1946 an Fritz Heine, der es an Heiner Lotze weiter leiten ließ – ohne Erfolg. Lag das vielleicht daran, dass Ada Lessing nicht auf der »Weißen Liste« stand, die Fritz Borinski im Auftrag der Briten am 27. August 1944 in London angefertigt hatte und die lediglich zwei Frauen, Susanne Suhr und Gertrud Hermes, von insgesamt 29 Personen enthielt? Die große, von ihm einige Monate später zusammengestellte »White List of Germans to be used for adult education in Germany« empfahl von insgesamt 129 Personen acht Frauen, darunter Berta Ramsauer aus Edewecht und Irmgard Rathgen aus Leipzig, nicht aber die »Polit-Emigrantinnen«, die Repräsentantinnen des Widerstands und Exils wie Grete Henry-Hermann, Ada Lessing, Anna Siemsen, Erna Blencke, Olga Essig oder Elisabeth Rotten. Sie alle waren Vertreterinnen der von Minna Specht im englischen Exil konzipierten »Künftigen Schule« als Einheitschule mit polytechnischen Charakter.<sup>7</sup> Ada Lessing konnte damals nur auf

7 White List of Germans to be used for Adult Education in Germany vom August 1944 ist Teil der Omgus-Akten im Institut für Zeitgeschichte München, Nr. 5/294–3/15. Der Brief Ada Lessings befindet sich im Archiv des Verfassers. Zur Rolle von Fritz Heine im Exil vgl. Stefan Apelius (Hg.), *Der Teufel hole Hitler. Briefe der sozialdemokratischen Emigration*, Essen 2003.

die Unterstützung derjenigen rechnen, die als Repräsentanten der Weimarer Republik im Exil überlebt hatten. So schrieb der ehemalige Dresdner VHS-Leiter Franz Mockrauer am 3. Juni 1946 aus dem schwedischen Exil an den einstigen Geschäftsführer der Volkshochschule Thüringen, Heiner Lotze, der zu diesem Zeitpunkt nicht nur der Volkshochschule Hannover vorstand, sondern auch die von ihm gegründeten Heimvolkshochschulen in der Gohrde und in Hustedt leitete: »Von Bäuerle hörte ich durch Weitsch, mit Borinski stehe ich in direkter Verbindung. Schafft ist für mich eine dunkle Namens Erinnerung, kein Gesicht. Romünder kenne ich gar nicht. Bin aber aufrichtig froh zu hören, dass Frau Ada Lessing das Schicksal Ihres Mannes überstanden hat; wo? in England? Wenn sie nach Hannover zurückgeht, grüßen Sie sie bitte auch von mir.«<sup>8</sup>

Während die mehr oder weniger belasteten Erwachsenenbildner ihre Karriere erfolgreich fortsetzen konnten, wartete Ada Lessing weiter vergeblich auf einen Rückruf. Der schon vor 1933 in der SPD und den Gewerkschaften verankerte Multifunktionär Heiner Lotze übernahm ab 1946 neben der VHS-Leitung das Referat für Erwachsenenbildung im Kultusministerium von Adolf Grimme und war als Sekretär des Verbindungsausschusses der Volkshochschulen in der britischen Zone der Strippenzieher in der sich konstituierenden Erwachsenenbildung. Zum Zeitpunkt der Anfrage von Ada Lessing musste Lotze von einigen der von ihm besetzten Schaltstellen Abschied nehmen. So bot er dem im Reeducation-Center Wilton Park bei London arbeitenden Fritz Borinski mit Schreiben vom 12. Oktober 1946 an, entweder als »Lehrer an die HVHS [Heimvolkshochschule, d. V.] Jagdschloss Gohrde zu gehen« oder aber »sofort die Leitung der Volkshochschule Hannover zu übernehmen« – einschließlich der Wirtschafts- und Verwaltungsakademie. Und er fuhr fort: »Allerdings hat Frau Lessing darauf ihre Ansprüche angemeldet.«<sup>9</sup> Heiner Lotze unternahm alles, um Ada Lessings Rückkehr zu verhindern. Dem niedersächsischen Kultusminister Adolf Grimme blieb nur die Möglichkeit, Ada Lessing eine Stelle als Verwaltungsleiterin des Lehrerfortbildungsheimes Schloss Schwöbber bei Hameln anzubieten. Eine Stelle, die sie im Sommer 1947 antrat und bis zu ihrem Tod am 10. November 1953 mit großem Erfolg wahrnahm.

8 Zitiert nach dem Nachlass Lotze in der Heimvolkshochschule Hustedt (noch ungeordnet). Ebenfalls der folgende Brief Lotzes an Ernst Borinski vom 15.7. und an Fritz Borinski vom 12.10.1946. Der Bittbrief Ada Lessings ist abgedruckt in: »75 Jahre Volkshochschule Hannover«, 1995, S. 78.

9 Ebenda.

Es ist nicht anzunehmen, dass von Adolf Grimme die Initiative ausging, die Rückkehr Ada Lessings zur VHS Hannover zu verhindern. Als alter Freund der Familie und Mitinitiator des Bundes Entschiedener Schulreformer in Hannover war der Gegner des NS-Systems und Mitglied der »Roten Kapelle« vertraut mit Leben und Werk von Ada und Theodor Lessing. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass ehemalige Arbeiterjugendliche, die nach 1945 allerdings die Politik Hannovers prägten, zu den Schülern der beiden Lessings in der Weimarer Republik zählten. Sie hatten zahlreiche der über 70 Kurse und Vortragsreihen von Theodor Lessing in der VHS Hannover besucht, so zum Beispiel die Faust-Seminare und die von Theodor Lessing und Adolf Grimme geleitete »Einführung in das logische Denken« und hörten 1930 die umstrittenen Vorträge Lessings über die »Konservativen Tendenzen der Sozialdemokratie« und »Was hat die Sozialdemokratie der Jugend zu bieten?«. <sup>10</sup> Zu den damaligen Teilnehmern gehörten u. a. Otto Brenner (nach 1945 Bezirksleiter, ab 1953 Vorsitzender der IG Metall), Karl Wichert (nach 1945 Oberstadtdirektor in Hannover) und Adolf Heidorn (DGB-Bildungssekretär und Gründer von »Arbeit und Leben« nach 1945). Einige von ihnen hatten 1931 mit Kurt Rosenfeld, Max Seydewitz, Willy Brandt, Walter Fabian die SPD verlassen und waren zur SAP (Sozialistische Arbeiterpartei) gegangen. Zur Überraschung der Arbeiterjugendlichen um Otto Brenner waren Ada und Theodor Lessing damals dazu nicht bereit. Ada kandidierte 1931 erstmals für die SPD zum Reichstag. Zum gleichen Zeitpunkt löste Lessings Antwort auf die Rundfrage über die »konservativen Tendenzen in der Sozialdemokratie«, veröffentlicht 1930 vom »Mitteilungsblatt des sozialdemokratischen Intellektuellenbundes«, nicht nur bei den Hannoveraner Sozialdemokraten Empörung aus. Sie zeigte noch einmal den in Tagesfragen durchaus pragmatischen Sozialisten Lessing.

### *Kritik an der Ordnungsidee der »Volksgemeinschaft«*

Sozialistisch und nicht national zu denken, das wurde für die Lessings in einer Stadt schwierig, die Hindenburg zum Ehrenbürger wählte, Noske zum Oberpräsidenten ernannte und in den Kreisen der Arbeiterbewegung auf Disziplin und Ordnung setzte. Denn die beiden gehörten als langjährige

<sup>10</sup> Nachgedruckt in: Lessing, Wir machen nicht mit! Ausgewählten Schriften, Bd. 2 Bremen 1997, S.109–118.

Mitglieder der SPD zu denen, die traditionelle Verhaltensmuster innerhalb der Arbeiterbewegung und der Volksbildungseinrichtungen früh kritisierten, die vor der Überbewertung von »Disziplin«, »Ordnung«, »Zentralisation« oder »Gelassenheit« warnten. Glaubte man auch, mit diesen Sekundärtugenden dem gesellschaftlichen Gegner Paroli bieten zu können, so sahen sie darin die Gefahr der Anpassung an autoritäre, spezifisch preußische Orientierungen. Bitter klingen deshalb Lessings Aussagen zur politischen Entwicklung in der Krise Weimars. Er traute seinen Genossen schon vor 1933 nicht mehr zu, dem aufkommenden Faschismus eine »Gegenkultur« als politischen Faktor entgegenzusetzen zu können. 1930 bezweifelte er gar, »ob das Deutschland von heute wirklich ein demokratisch republikanisches Deutschland und ob die Sozialdemokratie seine Kerntruppe ist.«<sup>11</sup> Er vertrat die Meinung, »dass eine im Kern völlig reaktionäre, dass eine monarchistische, oligarchische Partei das gesamte Programm der Sozialdemokratie« übernehmen könne, weil der »Sozialismus ja doch nicht an das demokratische Prinzip gebunden« sei. Und an dem, wie Lessing konstatierte, »durchaus politischen Denker wie Leonard Nelson«, dem Gründer des »Internationalen Sozialistischen Kampfbundes«, machte er deutlich, dass es »genug überzeugte und tief einsichtige Sozialisten« gab, »welche heftige Gegner sind der Demokratie, des Prinzips der Mehrheit, des allgemeinen gleichen Wahlrechts, des Parlamentarismus usw.« Diese »Vernunftabsolutisten« waren für Lessing »Lehrer eines neuen Führerideals, aber leidenschaftliche Gegner der Demokratie und darum dennoch durchaus strenge Sozialisten«.<sup>12</sup> Was Lessing vor allem beunruhigte, war das Phänomen, dass die Ordnungsidee der »Volksgemeinschaft« zusehends auch jene »nationalen Sozialisten« in der Arbeiterbewegung erfasste, die in der auf eine gesamtgesellschaftliche Integration ausgerichteten korporativen Gesellschaftsordnung einen Weg aus der Krise sahen. Die »unerschütterliche Pflichttreue und Schaffensfreude im Dienst der Volksgemeinschaft« lobte zum Beispiel Reichspräsident Friedrich Ebert am 1920 verstorbenen Gewerkschaftsführer Carl Legien, der noch am 15. November 1918 mit dem Stinnes-Legien-Abkommen, der Zentralarbeitsgemeinschaft von Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden, die »Burgfriedenspolitik« zu retten hoffte. Auch 1933 fanden die gewerkschaftlichen Akteure im »Führerkreis« der freien Gewerkschaften (ADGB) keine Alternative zum Weg in die Katastrophe, der am 1. und 2. Mai 1933 in der

11 Konservative Tendenzen in der Sozialdemokratie?, nachgedruckt in: Lessing, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, (wie Anm. 10), S. 111 ff.

12 Ebenda, S. 112.

Selbstpreisgabe und Zerschlagung der Gewerkschaftsbewegung mündete. Schon lange vorher setzten die von Lessing mitgeprägten »Brückenköpfe des Aufbruchs« von 1918, die Volkshochschulen, auf »Volkversöhnung« statt auf »Völkerversöhnung«. <sup>13</sup> Kurzum: Es gab nicht nur im Ersten Weltkrieg, sondern auch in der Weimarer Republik neben der dominanten radikal nationalistisch überlagerten Volksgemeinschaftsidee eine liberale und sozialdemokratische Variante des Volksgemeinschaftstopos. <sup>14</sup> Gustav Radbruch und Hermann Heller plädierten zum Beispiel mit den Anhängern des »Hofgeismarer Kreises« der SPD für eine Verbindung von »Nation, Staat und Sozialdemokratie«, für eine Verflechtung von Gemeinschaftsvorstellungen auf sozialistischer Grundlage und Volksgemeinschaftsideologie. <sup>15</sup> In der Umbruchphase von 1918/19 beherrschte der Gemeinschaftsbegriff als Bildungs- und Bindungsmittel nicht nur im konservativen Lager die Diskussion, sondern auch im Rahmen des Selbstfindungsprozesses der Arbeiterklasse. Der Jungsozialist Walter Fabian mahnte, »nicht bei einer rein gefühlsmäßigen Einstellung zu verharren und mit Jesuslatschen, kurzen Hosen, Wanderkutteln und langen Haaren herumzulaufen«. Er warnte vor der nationalen Romantik und dem revolutionären Mythos in den eigenen Reihen. »Sich wissenschaftlich mit den Dingen auseinanderzusetzen, zu den großen Fragen des sozialen Zusammenlebens der Menschen Stellung zu nehmen«, lautete seine Forderung. <sup>16</sup> Früh benannte er zusammen mit Theodor Lessing, seinem Mitstreiter in der Friedensbewegung und im »Bund Entschiedener Schulreformer«, die Gefahren, die von den Volkshochschulen des völkischen Typs ausgingen, und in denen Bruno Tanzmann »heilige Pflanzstätten der Wiedergeburt Altdeutschlands aus germanischem Geiste« sah. <sup>17</sup>

13 Vgl. Jörg Wollenberg, »Völkerversöhnung« oder »Volkversöhnung«? Volksbildung und politische Bildung 1918–1933, Erfurt 1998.

14 Vgl. Steffen Bruendel, Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die »Ideen von 1914« und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin 2003; Wolfgang Schivelbusch, Die Kultur der Niederlage, Berlin 2001, S. 278 ff.

15 Der Geist der Neuen Volksgemeinschaft, hg. von der Zentrale für Heimatdienst, 2. Aufl., Berlin 1919.

16 Walter Fabian, in: Jungsozialistische Blätter, Berlin 1926, Heft 5, S. 156. Schon auf der 3. Reichskonferenz der Jungsozialisten in Jena kam es im April 1925 darüber zu einer heftig ausgetragenen Kontroverse, Berlin 1925 (Arbeiterjugend-Verlag), S. 3–43.

17 Bruno Tanzmann, Deutsche Bauernhochschule, 2 (1922), S. 4; fast gleich lautend schon Richard von Hoff, der Gründer und Leiter der Bremer Volkshochschule ab 1919, ab Mai 1933 Senator für Bildungswesen der Stadt Bremen, ab April 1936 als SS-Oberführer Referent für Rassefragen beim SS-Abschnitt XIV, in: »Die niedersächsische Volkshochschule, Bremen 1918.

Die vielfältigen Tendenzen hin zu einem »nationalen Sozialismus«, verbunden mit dem Plädoyer für »nationale Standortinteressen« und die »Enttabuisierung des Militärischen« haben eine weit reichende Tradition in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Sie dürfen nicht gleichgesetzt werden mit dem Nationalsozialismus, sind aber wirkungsgeschichtlich von ihm nicht zu trennen. Der Nationalsozialismus konnte die vorhandenen ideellen Schnittmengen besonders erfolgreich im Kultur- und Bildungsbereich nutzen und mit der eigenen Weltanschauung verflechten. Nicht nur der angesehene Philosoph und Pädagoge Eduard Spranger, der mit seinem Gutachten von 1925 Theodor Lessings Hochschulkarriere mit beenden half,<sup>18</sup> sah in der »Wiedergeburt des deutschen Volkes und dem Aufstieg des neuen Deutschen Reiches [...] für die Hochschulen unseres Vaterlandes Erfüllung ihrer Sehnsucht und Bestätigung ihrer stets glühend empfundenen Hoffnung« (Würzburger Erklärung vom 12. April 1933). Auch zahlreiche Vertreter der Volksbildung bereiteten ihre Selbstgleichschaltung frühzeitig vor. Sie plädierten nach 1918 für ein neutrales, national orientiertes Konzept der Volkshochschule als Neugeburt der »Volksgemeinschaft«, das auf eine »alle Klassen zusammenführende geistig-seelische Bildung« abzielte. Emphatisch übernahmen Vertreter der »Neuen Richtung der Volksbildung« wie Eduard Weitsch, Theodor Bäuerle und Wilhelm Flitner und ihre jugendlichen Mitarbeiter Paul Steinmetz und Heiner Lotze die Lehrformel der Arbeitsgemeinschaft als Einübung zur Volksgemeinschaft. Das Projekt Volksbildung als Volkbildung verdrängte den republikanischen Gründungsmythos, dem sich Lessing, Grimme und die Radbruch-Schule als »Verfassungspatrioten« verpflichtet wussten. Die Pädagogen, die nach 1918 die Schaffung einer Volksgemeinschaft als Ziel der Volksbildung propagiert hatten, sahen 1933 im deutschen Volksbildungswerk DAF (Deutsche Arbeitsfront) die Vollendung des »Mythos vom August 1914«. Selbst die später zum Widerstand zu zählenden jugendbewegten »Leuchtenburger« um Fritz Borinski, Eduard Heimann und August Rathmann traten mit »ihrer grundsätzlich nationalen Haltung« noch

18 Spranger wurde im Juli 1925 neben Edmund Husserl und Max Scheler vom preußischen Kultusministerium aufgefordert »die Persönlichkeit und die wissenschaftlichen Leistungen« Lessings zu beurteilen. Alle drei kamen zu vernichtenden Urteilen: »Ich meine, ein Mann solchen Charakters kann als Erzieher der Jugend nur verderblich wirken«, heißt es im Gutachten Husserls vom 12. August 1925, veröffentlicht von Jörg Wollenberg, »Juden raus! Lessing raus!«. Der Fall Lessing in den Akten des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, in: Theodor Lessing, Ausgewählte Schriften, Bd. 2, (wie Anm. 10), S. 258–264.

im März 1933 in den »Neuen Blättern für den Sozialismus« für eine »echt revolutionäre Weiterentwicklung der NSDAP« ein.<sup>19</sup>

Auf die Herausforderungen des bei allem Kulturpessimismus stets für eine soziale und demokratische Republik eintretenden Lessing antwortete die deutsche Gesellschaft nicht, sondern er wurde verfolgt und schließlich ermordet. Sein Werk wurde sogar über seinen Tod hinaus unterdrückt. Dieses Verschweigen betraf auch das Wirken seiner Frau. Seine frühe Kritik an dem Versagen der Arbeiterbewegung nach 1914 mag seine Ausgrenzung nach 1945 erleichtert haben. Auch Lessings Beschreibung der »Verschweige- und Demutkünste« mancher Juden, die er angesichts des politischen Aufstiegs der Nationalsozialisten als »Suggestion« von 1933 beklagt hatte, dürfte dazu beigetragen haben.<sup>20</sup> »Das jüdische Schicksal« (1926) und die »Unlösbarkeit der Judenfrage« (1932) thematisierte der »Unzeitgemäße« noch einmal in seiner letzten Veröffentlichung, dem Prager Exil-Essay über »Deutschland und seine Juden« von 1933.<sup>21</sup>

*Für die positive Mitarbeit am staatlichen Wiederaufbau nicht geeignet*

Warnten beide Lessings lange vor 1933 vor den Gefahren des Nationalsozialismus, so mussten sie erleben, dass nach dem Papen-Putsch (20. Juli 1932) und nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten entschiedenes Handeln seitens der Arbeiterbewegung ausblieb, und dass ihre stärkste Säule, die Gewerkschaften, kampfflos kapitulierte und die meisten Schulen, Volkshochschulen und Universitäten sich ohne Widerstand gleichschalten ließen oder sich gar selbst gleichschalteten. Als Lessing Anfang März 1933 Hannover fluchtartig verlassen musste und Carl von Ossietzky neben zahlreichen prominenten Sozialisten und Kommunisten verhaftet wurde, biedernte sich der Hannoveraner Oberpräsident Gustav Noske den Nazis an: Sie mögen

19 Vgl. Fritz Borinski u. a. (Hg.), *Jugend im politischen Protest. Der Leuchtenburg-Kreis 1923–1977*, Frankfurt/M. 1983; S. 190 ff.; Wollenberg, »Völkerversöhnung« (wie Anm. 13), 1998, S. 122 ff.

20 Vgl. hierzu und zum Folgenden Lessing, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2 (wie Anm. 10), S. 121–164, mit dem Nachdruck der kritischen Schriften zum Judentum von Lessing, der sich seit seiner Reise nach Galizien (1906) zum Arbeiter-Zionismus bekannte. Zur »Suggestion« vgl. ebenda, S. 72 ff.

21 Theodor Lessing, *Philosophie als Tat*, 1914, S. 324; dazu auch Lessings Tagebuchnotizen vom August 1914 und seine Vorträge im Winter 1914/15, in: Lessing, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2 (wie Anm. 10), S. 21–46.

ihn doch im Amte lassen, »ihn wenigstens bis zum Oktober beurlauben, da er dann ja sowieso die Altersgrenze erreichte habe.« »Wenn das stimmt«, so die »Weltbühne« in der letzten Ausgabe vor ihrem Verbot im März 1933, »fragen wir dich: Wie lange willst Du eigentlich noch diesen Mann, der den ersten Spatenstich zum Grabe der Republik getan hat, in deinen Reihen dulden?« In dem »Mitteilungsblatt des sozialdemokratischen Intellektuellenbundes« von 1930 lieferte Lessing mit der Beschreibung des Strukturkonservatismus innerhalb der Arbeiterbewegung ein Erklärungsmuster für dieses Verhalten: »Fortschritt ist die Funktion der gefährdeten Minderheit. Das ist das Gesetz der Notwendigkeit, die im wörtlichen Sinne immer Wende einer Not ist. Fruchtbar wird immer nur die Not. Darum sagt Marx gelegentlich mit Spott auf die eigene Partei: Wenn der Arbeiter auch nur ein Sparkassenbuch besitzt, dann ist er für die Revolution unbrauchbar. Wir dürfen also durchaus nicht die gegenwärtige sozialdemokratische Partei mit Sozialismus gleichsetzen. Ja, wir dürfen nicht einmal voraussetzen, dass Sozialdemokratie identisch sei mit dem Proletariat. Die Sozialdemokratie vertritt lediglich die organisierte Arbeiterschaft, die in Gewerkschaften vereinigt ist. Dadurch aber, dass unsere Parteiführer zum größeren Teile Gewerkschaftsführer sind oder waren, ist der Konservatismus, ja ich sage ruhig, ist eine Untreue gegen das revolutionäre Ziel schon unvermeidlich.«<sup>22</sup>

Die »positive Mitarbeit an dem staatlichen Wiederaufbau« der Erwachsenenbildung erlaubte es offensichtlich nach 1945 nicht, auf kritische Köpfe zurückzugreifen, die mit Theodor Lessing in Zusammenhang gebracht werden konnten. Der national gesinnte Sozialdemokrat Heiner Lotze wandte sich als Verantwortlicher für den Wiederaufbau der Erwachsenenbildung in der britischen Besatzungszone an Repräsentanten der »inneren Emigration« und ehemalige Mitglieder der NS-Reichsschrifttumskammer wie Frank Thiess. Der schwer belastete NS-Reichsarbeitsdienstführer Paul Steinmetz konnte als Nachfolger von Lotze in der Heimvolkshochschule Hustedt tätig werden. Fritz Borinski gestattete man, einen prominenten SS-Mann in der Heimvolksschule Göhrde einzustellen. Walter Bogs, Senatspräsident an der Reichsversicherungsanstalt in der Nazi-Zeit, kam ebenso als Arbeitsrechtler an der von Wolfgang Abendroth geleiteten Hochschule für Arbeit in Wilhelmshaven-Rüstersiel unter wie Ernst Rudolf Huber, einst Musterschüler von Carl Schmitt. Von den Vertretern des Exils förderte Lotze ausschließlich die national zuverlässigen Repräsentanten, die 1932/33 mit Fritz Borinski

22 Lessing, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2 (wie Anm. 10), S. 110.

in den »Neuen Blättern für den Sozialismus« um ein Bündnis von Nationalismus, Sozialismus und Demokratie gerungen hatten. Zusammen mit dem TAT-Kreis um Hans Zehrer, den Nationalbolschewisten um Ernst Niekisch, den rechtsintellektuellen Köpfen im ADGB-Vorstand um Lothar Erdmann, Franz-Josef Furtwängler (nach 1945 Leiter der Akademie der Arbeit in Frankfurt), Walther Pahl (nach 1945 Chefredakteur der Gewerkschaftlichen Monatshefte) und dem sozialen Flügel der NSDAP um die Brüder Strasser suchten sie einen Ausweg aus der Krise der Republik, indem sie auf den »nationalen Sozialismus« setzten. Einige von ihnen beteiligten sich am Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Sie wurden nach 1945 Repräsentanten des Wiederaufbaus in beiden Teilen Deutschlands und gehörten mit Fritz Borinski und dem 1894 in Hannover geborenen Militärpädagogen und Göttinger Nohl-Schüler Erich Weniger zu den Gegnern der Reeducation-Politik. Sie setzten auf die »Reconstruction«, auf die Restauration der alten Verhältnisse mit den aus ihrer Sicht bewährten Wertvorstellungen und Organisationsstrukturen, vor allem auf die »Ideen von 1914«. Erich Weniger versuchte in seinen Reden nach 1945 diesen »Geist von Langemarck« zu erneuern, indem er die Wehrmacht als eine »Oase der freien Menschen« stilisierte und empfahl, auch nach 1945 die Werte des »Soldatentums« zu pflegen und an den militärpolitischen Tugenden wie Manneszucht, Kameradschaft, Führertum und Gefolgschaft festzuhalten. So qualifizierte sich der einstige NS-Führungsoffizier zum militärpädagogischen Berater der lange umstrittenen Bundeswehr. Seine Schüler kamen auch in den Gewerkschaften unter.<sup>23</sup> So unterrichteten auch bald nach 1945 an den »Karl-Marx-Schulen der Partei« wieder die national gesinnten Nicht-Marxisten, wie Otto Brenner Ende 1947 in einem Brief an die alten SAP-Freunde in den USA schrieb. Überall sah der ehemalige Lessing-Schüler und damalige Bezirksleiter der IG-Metall die »marxistische Richtung in der Defensive«. In der Sozialdemokratie würden, so Brenner, auf dem kulturpolitischen Sektor die religiösen Sozialisten dominieren. Und die zunächst eng mit dem Brenner-Kreis kooperierenden ethischen Sozialisten um Kubel, Heidorn und Eichler, die »ISK-Freunde, mit denen wir in vieler Beziehung einen Weg gehen können

23 Zu Weniger siehe dessen Berufung auf die »Gegenstimmen, vor allem deutscher Emigranten in England« im Beitrag über die »Epoche der Umerziehung 1945–1949, in: Westermanns Pädagogische Beiträge, 11 (1959), Heft 10, S. 403–410; 11 (1959), Heft 12, S. 517–525; 12 (1960), Heft 1, S. 11 ff. Zur Rolle Wenigers vgl. Kurt Beutler, Geisteswissenschaftliche Pädagogik zwischen Politisierung und Militarisierung – Erich Weniger, Frankfurt/M. 1995, S. 119 ff.; Barbara Siemsen, Der andere Weniger, Frankfurt/M. 1995.

und deren charakterliche Haltung bisher jeder Kritik standhielt, halten jetzt den Zeitpunkt für gekommen, durch die Besetzung vieler Schlüsselpositionen in der Partei die Führung zu übernehmen«. Vor allem kritisierte Brenner die unzulängliche Analyse der »Situation von vor 1933 und der faschistischen Epoche nach 1933, um zu den richtigen Schlussfolgerungen für die Zielsetzung der Arbeiterbewegung zu kommen.«<sup>24</sup> Heiner Lotze meinte dagegen in dem ersten Heft der von ihm und Eduard Weitsch nach der Selbstgleichschaltung von 1933 wieder herausgegebenen »Freien Volksbildung« von 1947, auf eine Aufarbeitung des »Ungeistes der letzten 12 Jahre« verzichten zu können, da von einer solchen Kritik »nicht der geringste positive Gewinn zu erwarten ist«. Im Gegenteil, so Lotze in seinem Geleitwort: »Ist uns im Augenblick der Wiedereröffnung der Volkshochschulen, der Neubelebung der Erwachsenenbildung, des vertrauenden Zustroms vieler Hörer zu unseren Veranstaltungen und der freudigen Bereitschaft der geistigen Eliten, uns als Lehrer zu dienen, nicht Wichtigeres, Dringlicheres auferlegt?«<sup>25</sup>

Diese »Vergangenheitspolitik« traute er offensichtlich Ada Lessing nicht zu. »Kommunikatives Beschweigen« (Hermann Lübbe), Vergessen, Verdrängen und Entsorgen waren von Ada Lessing nicht zu erwarten. Damit ging auch die Erinnerung an die gemeinsame Arbeit von Ada und Theodor Lessing verloren, auch an die von ihnen geprägte Einrichtung der Erwachsenenbildung, die im Bereich der kommunal verfassten Volkshochschulen eine Vorreiterfunktion eingenommen hatte und in der Programmstruktur wie insbesondere in der Adressatenorientierung neue Wege gegangen war. Sie profitierte dabei von dem Organisationsgeschick Ada Lessings und der soziologischen Phantasie des Multitalents Theodor Lessing. Dieser vermittelte in Volkshochschulkursen Themen, die noch heute aktuell sind: Er engagierte sich zusammen mit seiner Frau für die Lebens- und Bildungsreform, trat für die Gleichberechtigung der Frau ein, warb für Frieden und Völkerverständigung und thematisierte die Gefahren der Nord-Süd-Problematik. Lessing kämpfte gegen Aufrüstung und Gewalt, gegen »die Würdelosigkeit des äußeren Lebens«, gegen Not und Unterdrückung. Er gründete neben der Volkshochschule die Antilärmbewegung und setzte sich für den Tier- und Umweltschutz ein. Lessing warnte vor dem »Untergang des Abendlandes« und plädierte im Februar 1927 als deutscher Vertreter der Liga der Menschenrechte auf dem Brüsseler »Kongress

24 Zitiert nach Helga Grebing (Hg.), *Lehrstücke der Solidarität. Briefe und Biographien deutscher Sozialisten 1945–1949*, Stuttgart 1983, S. 150 ff.

25 *Freie Volksbildung*, (1947), Heft 1, S. 2.

gegen Imperialismus und Kolonialismus« für eine neue »Kulturmission der abendländischen Völker«, die pfleglicher mit der Natur umgeht und die Gefahren der »Kernkraftwirtschaft« erkennt.<sup>26</sup> Lessing, der »störende Außen-seiter«, wie er sich selbst in der Vorrede zur Neuauflage von »Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen« von 1927 charakterisiert, fühlte sich »mit jedem Blutstropfen angewidert von der grässlichen Barbarei des Zeitalters«. Die im Ausland geschätzten »Wortmeldungen« des engagierten Querdenkers gefährdeten immer wieder seine Arbeits- und Lebensperspektiven in Deutschland. Seiner öffentlichen Kampagne gegen Thomas Mann von 1910<sup>27</sup> folgten weitere literarische Kontroversen, die wie die Auseinandersetzung im Schaubühnen-Prozess von 1913 mit Siegfried Jacobsohn Lessings Laufbahn als Hochschullehrer bedrohten<sup>28</sup>. Der berühmt-berüchtigte Artikel im Prager Tagblatt vom April 1925 über den Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, den er als einen Zero bezeichnete, hinter dem »immer ein künftiger Nero verborgen steht«, und seine kurz zuvor verfassten Berichte über den Massenmörder Haarmann beendeten seine Karriere als Hochschullehrer und bedrohten sein Leben. »Juden raus! Lessing raus!« skandierten am 31. Mai 1926 700 völkisch gesinnte Studenten der Technischen Hochschule Hannover, die sich im »Kampfausschuss gegen Lessing« zusammen getan hatten.<sup>29</sup> Als der im eigenen Land sich stets als Fremder fühlende Frondeur in dem Marienbader Exil sein politisches Testament niederschrieb: »Ich bin zugleich Zionist und Sozialist. Aber ich bin noch ein Dritter [...] Ich bin Deutscher!«<sup>30</sup>, war es Ada und Theodor Lessing nicht vergönnt, noch einmal als Lehrer »mit ungeteilter Seele« für die aus Deutschland vertriebenen und gefährdeten Schüler in dem Landerziehungsheim Marienbad tätig zu werden. Sudetendeutsche Nationalsozialisten ermordeten Theodor Lessing am 30. August 1933 im Auftrag der NS-Führung als erstes prominentes Opfer der Nazis im Ausland. Triumphierend meldete die in seiner Heimatstadt erscheinende »Niederdeutsche Zeitung« zwei Tage später: »Nun ist auch dieser unselige Spuk weggewischt.«

26 Lessing, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, (wie Anm. 10), S. 205–216.

27 Vgl. Lessing, *Ausgewählte Schriften*, Band 3: *Theaterseele und Tomi melkt die Moralkuh*. *Schriften zu Theater und Literatur*, Bremen 2003, S. 241–286.

28 Ebenda, S. 219–240.

29 Lessing, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2 (wie Anm. 10), S. 72–96.

30 Ebenda, S. 217. In dem Redemanuskript Lessings zur Eröffnung des Zionistenkongresses vom 21. August 1933 in Prag heißt es: »Ich bin Zionist. Bin Deutscher. Bin Kommunist – Was will das besagen? – Zionist bin ich, weil ich als Jude geboren bin ... Ich bin zugleich Zionist und Sozialist. Aber ich bin noch ein Drittes ... Ich bin Deutscher ... nicht aus Zugeständnissen an den nationalen Irrsinn der Zeit. Es ist das Bekenntnis des Tropfens zu seiner Quelle.«

*Andrea Komlosy*  
**Historischer Kapitalismus oder  
endlose Kapitalakkumulation  
im Weltmaßstab? Plädoyer  
für die Auseinandersetzung  
mit Andre Gunder Franks  
»Re-Orientierung im Weltsystem«\***

**A**NDRE Gunder Frank hat mit seinem Buch »ReOrient. Global Economy in the Asian Age« (1998) viel Staub aufgewirbelt.<sup>1</sup> Es skizziert die Zeit von 1400 bis 1800 als ein Weltsystem, das durch vielfältige Handels-, Verkehrs-, Kapital- und Migrationsströme miteinander verflochten war. Die Entwicklung an jedem einzelnen Ort, postuliert Frank, wird durch die global wirksamen Verbindungen bestimmt, die gegenseitige Einflüsse über weite Distanzen hin vermitteln. Zwischen 1400 und 1800, so die Hauptthese, lag die Entwicklungsdynamik dieses Weltsystems im asiatischen Raum, insbesondere in China, Südostasien und am indischen Subkontinent. Frank versteht dies als eine Kampfansage an alle, die – wie er selbst in früheren Jahren – Europa als Ausgangspunkt von Expansion und Globalisierung sehen. Wer diese Meinung nach wie vor vertritt, gilt in Franks Augen als

\* Der Beitrag knüpft an den Nachruf in *Sozialgeschichte* 3/2005 (Andrea Komlosy/Hannes Hofbauer) an, der anlässlich von Franks Tod im April 2005 verfasst wurde. Der Nachruf würdigt Franks politischen und wissenschaftlichen Werdegang vor dem Hintergrund seiner biographischen Entwicklung.

1 Andre Gunder Frank, *Re-Orient. Global Economy in the Asian Age*, Berkeley/Los Angeles/London 1998. Einen deutschsprachige Zugang bietet: Frank Andre Gunder, *Geschichtswissenschaft und Sozialtheorie »re-ORIENTieren«*, in: ders., *Orientierung im Weltsystem. Von der Neuen Welt zum Reich der Mitte*, Wien 2005, S. 17–70.

»Eurozentrist« und wird dafür im Einleitungskapitel heftig gescholten. Frank plädiert dafür, den überheblichen Blick auf Asien – er bezieht sich dabei in erster Linie auf China –, der seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert das europäische China-Bild prägt, mit der tatsächlichen Entwicklung im Land der Mitte zu konfrontieren. Das Material, das er vorlegt, führt eindrucksvoll den bis ins 19. Jahrhundert hohen Entwicklungsstand der chinesischen Wirtschaft und Gesellschaft vor Augen und zeigt auf, welche Impulse von dieser auf die anderen Weltregionen ausgegangen sind. Franks historisches Erkenntnisinteresse hat dabei einen offen erklärten zeitgenössischen Bezugspunkt: den heutigen Aufstieg Chinas zur führenden wirtschaftlichen Großmacht, der vor dem Hintergrund der historischen Zentralität nicht mehr verwundern kann.

Frank verbirgt seine Bewunderung für die chinesische Stärke keineswegs. Gleichzeitig möchte er den Eurozentrismus nicht bloß durch Sinozentrismus ersetzen (was ihm nicht durchwegs gelingt). Er postuliert zwar, dass China in der Zeit, als es die Hegemonie der Weltwirtschaft innehatte, deren Zentrum darstellte. Als eigentliche Triebkraft der weltwirtschaftlichen Entwicklung ortet er jedoch nicht das Zentrum, sondern den globalen Wirkungszusammenhang selbst. Diesen globalen Zusammenhang adäquat zu erfassen, liefere daher den Schlüssel, die Funktionsweise von Auf- und Abstieg, Hegemonie, Konkurrenz und Abhängigkeit im Weltsystem zu begreifen.

»ReOrient« ruft zu einem Umdenken auf, das weit über die Frage des zyklischen Auf und Ab von Zentren in einem (oder mehreren) Weltsystemen hinaus geht. Frank schneidet vielmehr die allgemeine Frage nach den Bewegungsgesetzen ungleicher Entwicklung im Weltmaßstab an. Diese stellt für ihn die entscheidende Triebkraft der Kapitalakkumulation dar, die vor dem Hintergrund der langen Wellen und Konjunkturzyklen und der großen Unterschiede zwischen den regionalen Standorträumen unterschiedliche räumliche Ausprägungen von Zentren und Peripherien hervorbringen. Das Grundmuster der Argumentation hat Frank oftmals den berechtigten Vorwurf des ökonomischen Determinismus eingebracht. Nimmt man es dennoch ernst, führt es unweigerlich zur Frage, welche Bedeutung dabei dem Kapitalismus als historische Formation, als Modell und Theorie zur Erkenntnis weltweiter Kapitalbewegung zukommt.

Dieser Beitrag versteht sich als Auseinandersetzung mit und kritische Würdigung von Franks letztem großen Werk, von dem wesentliche Impulse für die globalhistorische Forschung ausgehen. Als Leitmotiv dient hier die Infragestellung eines weit über marxistische Ansätze hinaus zur Charakterisie-

rung der Produktionsweise und Gesellschaftsformation der »Neuzeit« verwendeten Begriffs und Modells von »Kapitalismus« durch Frank. Bei der Vorstellung von Franks Thesen und der Rekonstruktion der Debatte werden eine Reihe von sehr grundsätzlichen Fragen um die Beschaffenheit, die Struktur und Reichweite der weltwirtschaftlichen Beziehungen angeschnitten, zu denen ausgewählte Kritiker zu Wort kommen. Diese Fragen werden hier diskutiert, um Franks Positionen deutlich zu machen und von anderen abzugrenzen, nicht jedoch, um das Weltsystem sowie die Rolle, die einzelne Weltregionen wie Ostasien (China) oder Europa (Nordwesteuropa) in diesem Spiel(t)en, erschöpfend zu behandeln.

Frank hat in früheren Jahren als konsequenter Antikapitalist und Anti-imperialist die weit verbreitete linke Auffassung mitgetragen, bei Kapitalismus handle es sich um eine Produktionsweise, eingebettet in ein Gesellschaftssystem, dessen Anfang im langen 16. Jahrhundert zu verorten sei und dessen bevorstehendes Ende seit dem Aufkommen der sozialistischen Bewegungen Ende des 19. Jahrhunderts wiederholt angekündigt wurde.<sup>2</sup> Die Tatsache, dass sich das Ende so lange hinauszieht und Kapitalismus eine erstaunliche Fähigkeit zur Überwindung von Krisen und zur Integration von Widersprüchen entwickelt hat, muss zur Annahme einer Ablösung des Kapitalismus keineswegs im Widerspruch stehen. Ein Beispiel dafür liefert Immanuel Wallerstein, der langjährige Weggefährte Franks bei der Erforschung des kapitalistischen Weltsystems. Wallerstein führt in seinem Buch »Utopistik« (2002) gewichtige Gründe dafür an, dass die Erneuerungsfähigkeit des Kapitalismus Grenzen erreicht habe und betrachtet die gegenwärtige Zeit als »Wendezeit«, Übergangszeit, in der sich einerseits Krisen und Widersprüche zuspitzen, andererseits alternative Gesellschaftsmodelle besonders gute Voraussetzungen erlebten, auf mögliche Neuordnungen Einfluss zu nehmen. Frank hat sich zu den Wallersteinschen Umbruchvorstellungen nicht geäußert. Aus seiner Kritik an der Wallersteinschen Weltsystemkonzeption sowie seinen eigenen (spärlichen) Anmerkungen zum Kapitalismus-Begriff geht jedoch deutlich hervor: Frank hat sich vom Kapitalismus als historischem System verabschiedet. Es konnte seiner Analyse der Weltwirtschaft gegen den eurozentrischen Strich nicht standhalten. Er kommt zu dem – für viele überraschenden – Schluss, dass Kapitalakkumulation lange

2 Vgl. z. B. Andre Gunder Frank, Über die sogenannte ursprüngliche Akkumulation, in: Dieter Senghaas (Hg.), Kapitalistische Weltökonomie. Kontroversen über ihren Ursprung und ihre Entwicklungsdynamik, Frankfurt/M. 1979, S. 68–102.

vor dem vermeintlichen Beginn des Kapitalismus in Europa wirksam war. Auch die derzeitigen Rivalitäten zwischen den Regionalblöcken ortet er nicht als Auftakt einer Endkrise, sondern lediglich als Anlass für eine Zentrenverschiebung innerhalb des von ihm (nun nicht mehr explizit kapitalistisch genannten) Weltsystems.

An der kritischen Einstellung Franks zu der in der kapitalistischen Konkurrenz angelegten ungleichen Entwicklung hat dieser Schwenk nichts geändert. Man kann seine Haltung vielleicht am besten mit der Parabel von Sisyphos illustrieren, der dazu verdammt blieb, seinen Stein immer wieder zum vermeintlichen Ziel zu befördern, obwohl – wie Albert Camus klar erkannte – keinerlei Chance bestand, dieses Ziel tatsächlich zu erreichen. Hoffnung und Anstrengung beflügelten Sisyphos allerdings in seinen Bemühungen, so wie die Hoffnung auf nachholende Entwicklungen jene Staaten und Regionen beflügelte, die ihre Position in der weltweiten Arbeitsteilung zu verbessern trachteten. Die ungleiche Arbeitsteilung als Grundvoraussetzung der – in wechselnden Räumen – zentrierten Kapitalakkumulation wird damit allerdings nicht außer Kraft gesetzt.

### *Europäischer oder asiatischer Kapitalismus?*

Kapitalismus ist ein Begriff, der auf die Verfasstheit der Produktionsweise in einer einzelnen Region und gleichzeitig auf die Art der wirtschaftlichen Arbeitsteilung in regionaler, nationaler und globaler Hinsicht zielt. Ein enger Kapitalismus-Begriff konzentriert sich auf die wirtschaftliche Sphäre, ein weiterer Kapitalismus-Begriff schließt die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit ein, die einer kapitalistischen Wirtschaftsweise förderlich oder abträglich sind. Kapitalismus kann als rein analytische oder als gesellschaftskritische Kategorie verstanden werden; trotz ordnungspolitischer Differenzen in Hinblick auf die Abschaffung oder Überwindung kapitalistischer Verhältnisse werden Befürworter und Gegner von Kapitalismus durch gemeinsame Prämissen über dessen Merkmale, Wirkungsweisen und Modernisierungseffekte zusammen gehalten. Kapitalismus steht für die wirtschaftliche und gesellschaftliche Transformation von einer auf lokaler Selbstversorgung und einfacher Warenproduktion beruhenden Gesellschaft hin zu einer komplexen, auf Arbeitsteilung, Wachstum, Expansion und Kapitalverwertung sowie auf einen globalen Bezugsrahmen von Konkurrenzfähigkeit ausgerichteten Weltwirtschaft. Je nach den in den einzelnen Disziplinen und

Kapitalismus-Schulen vorherrschenden Fragestellungen, Methoden und Theorien werden stärker die Abklärung der Wesensmerkmale, die Funktionsmodelle oder die Historizität, die betriebswirtschaftliche, die volkswirtschaftliche oder die weltwirtschaftliche Ebene, die Arbeitsverhältnisse an den an der überregionalen Arbeitsteilung beteiligten Standorten, die Produktions- oder die Austauschverhältnisse, die Mechanismen zur weltweiten Homogenisierung oder zur Aufrechterhaltung bzw. Neuschaffung ungleicher regionaler Entwicklung als Voraussetzung für die weltweite Kapitalakkumulation im Vordergrund stehen. So unterschiedlich Kapitalismus in der schlichtweg unüberblickbaren Literatur auch angegangen wird, es lässt sich dennoch zusammenfassen: Kapitalismus ist als Begriff, Theorie, Modell und Erzählung von Transformation sowie von der Funktionsweise einer auf Gewinnmaximierung gerichteten Produktionsweise am europäischen Beispiel und aus europäischer Perspektive entwickelt worden. Da Kapitalismus eine auf Wachstum und räumliche Expansion ausgerichtete Produktionsweise darstellt, führt die Beschäftigung mit den überregionalen Beziehungen der kapitalistischen Akteure zwangsläufig zur Einbeziehung anderer Weltregionen, zunächst punktuell und selektiv, und mit zunehmender Intensivierung der internationalen Arbeitsteilung als Charaktermerkmal der Weltwirtschaft. Die Wiege des Kapitalismus wird indes in Europa verortet, wenn auch mit großen Auffassungsunterschieden, ob diese in den italienischen Stadtstaaten des 13. Jahrhunderts, in den durch die europäische Expansion konstituierten internationalen Handelsnetzwerken des 16. Jahrhunderts oder in der von Nordwesteuropa ausgehenden industriellen Umgestaltung der Produktionsverhältnisse zum Zentrum einer von Europa beherrschten Weltwirtschaft seit dem 18. Jahrhundert ihren Ausgang nahm.

Ältere Autoren legten – unabhängig von Disziplin, Weltanschauung und wissenschaftstheoretischem Fundament – ziemlich enge Maßstäbe an den industriellen Kapitalismus an: die dominierende Rolle von Lohnarbeit, die Mechanisierung und die Zentralisierung der Produktion in Fabriken, einschließlich der dafür notwendigen sozialen, politischen und rechtlichen Transformationen der Gesellschaft. Auf diese Weise geriet alles, was vor dem industriellen Kapitalismus stattfand, zur Vorgeschichte bzw. – wenn es kapitalistische Elemente vorwegnahm – zum Vorläufer; und alles, was außerhalb der modernen westeuropäischen Industriegesellschaften lag, zum Aktionsfeld kapitalistischer Expansion, das – sofern die dortigen Gesellschaften nicht nach westeuropäischem Vorbild umgestaltet wurden – nicht als genuin kapitalistisch galt. Vielmehr wurde es als vorindustriell, nicht-kapitalistisch

oder – in Hinblick auf die zu erfolgende Einbeziehung – als vorkapitalistisch bezeichnet. Diese enge Sichtweise wurde überwunden, als man sich näher mit den vorkapitalistischen oder vorindustriellen Gesellschaften auseinandersetzte und erkannte, dass deren Einbeziehung in internationalen Handel und internationale Arbeitsteilung zentrale Voraussetzung für den Erfolg des europäischen Kapitalismus darstellte; von daher war es nur ein Schritt zu der Einschätzung, diese Aufmarschgebiete des europäischen Kapitalismus – auch wenn sie nicht den engen Kapitalismus-Kriterien genügten – selbst als Bestandteil einer kapitalistisch verfassten Weltwirtschaft zu betrachten. Im Rahmen der Weltsystemtheorie wurden die Bestimmungsmerkmale von Kapitalismus neu definiert:<sup>3</sup> der Einsatz von Lohnarbeit in fabrikmäßigen Produktionsverhältnissen, die in der marxistischen Mehrwerttheorie als einzige Quelle von Mehrwert angesehen wird, wurde als ein auf die Zentren der kapitalistischen Weltwirtschaft beschränktes Phänomen angesehen; diesem metropolitanen Kapitalismus wurden verschiedene Spielarten des peripheren Kapitalismus hinzugefügt, in denen un- und unterbezahlte Arbeit, traditionelle Technik und paternalistische oder zwanghafte Formen der Arbeitsorganisation vorherrschten; dadurch, dass sie Produkte erzeugten, die im Rahmen von ungleichem Tausch oder durch Nutzung peripherer Regionen als Standorte im Rahmen von internationaler Arbeitsteilung zur Wertschöpfung in den Zentren der Weltwirtschaft beitrugen, wurden auch die nicht nach westlichen Standards produzierenden und entlohnten Arbeitskräfte als kapitalistische Arbeitskräfte angesehen; unter Kapitalismus wurden darüberhinaus auch jene Haushalts- und Familienmitglieder subsumiert, die nicht direkt für den Weltmarkt produzierten, sondern jene erhielten und versorgten, die im Weltmarktsektor tätig waren. Diese Einbeziehung von Haus- und Subsistenzarbeit in das Spektrum kapitalistischer Produktions- und Arbeitsformen im Weltmaßstab beschränkte sich nicht auf außer-europäische Regionen, sondern öffnete den Kapitalismus-Begriff auch in den industrialisierten Ländern für die Wahrnehmung des Beitrages von Haus- und Reproduktionsarbeit.<sup>4</sup> Der – im Sinne des Marxschen »Kapital« – aus der Differenz zwischen den tatsächlichen Lohnkosten und dem Beitrag des Lohnabhängigen zur Wertschöpfung resultierende »Mehrwert« kann damit

3 Stellvertretend: Frank, *Akkumulation* (wie Anm. 2); sowie Immanuel Wallerstein, *Der historische Kapitalismus*, Berlin 1984; ders., *Das moderne Weltsystem* Bd. 1–3, Wien 1998–2004.

4 Claudia von Werlhof, *Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau?* in: *Technologie und Politik* 20. *Frauen die letzte Kolonie*, Reinbek bei Hamburg 1983, S. 113–136.

nicht mehr als das einzige und auch nicht als das zentrale Ausbeutungsverhältnis im Kapitalismus angesehen werden. »Mehrwert« wird durch die Einbeziehung von Arbeitsverhältnissen, die nicht auf geregelter und sozial abgesicherter Lohnarbeit beruhen, sowie aus deren Kombination im Rahmen von Standortketten zwischen Regionen mit unterschiedlichem Entwicklungs-, Lohn- und Regulierungsniveau zu einer von mehreren Profitquellen; mit der Einbettung des »Mehrwerts« in ein breiteres Spektrum von Mechanismen zur Realisierung von »Werttransfer« tritt auch die Orientierung auf den Lohnarbeiter als Träger gesellschaftlicher Veränderung gegenüber einem breiteren Verständnis von gesellschaftlichem Protest- und Veränderungspotenzial in den Hintergrund. Kapitalismus kann unter diesen Voraussetzungen auch in Erscheinungsformen auftreten, die nur in Peripherien und Randregionen existieren, und die Annäherung an seine europäische Idealform ist keine Voraussetzung mehr, um eine Region als »kapitalistisch« oder »kapitalisiert« zu begreifen. Nichtsdestotrotz bleibt auch bei einer welt-systemischen Betrachtung (Nordwest-)Europa der Ort, von dem die kapitalistische Umgestaltung, die schließlich in der einen oder anderen Form immer größere Teile der Welt erfasste, ausging.

Hier stellt sich – angeregt durch Andre Gunder Franks »ReOrientierung« – freilich die Frage: Ist Kapitalismus überhaupt ein europäisches Phänomen, das sich aus europäischen Besonderheiten, einem wie immer begründeten »europäischen Sonderweg« entwickelte, oder entstand Kapitalismus auch in anderen Weltregionen und -kulturen, namentlich in Asien mit seinen vielen hoch entwickelten und in komplexe Austauschbeziehungen eingebundenen Gewereregionen? Gab es Ansätze von Kapitalismus in Indien, China, Siam, Japan oder im Osmanischen Reich, bevor europäische Händler, Seefahrer oder Missionare dort auftauchten? Bzw. entstand dort nach deren Ankunft ein autochthoner Kapitalismus?

Die bis heute in den historischen Sozialwissenschaften dominierende Position lautet: Nein. Als wesentliche Argumente werden der geringe Grad der Marktbeziehungen, die Einbettung der Marktproduktion in familiäre, dörfliche und klientelistische soziale Zusammenhänge, die – bei historisch-materialistischen Autoren durch die Notwendigkeit der Bewässerungswirtschaft erklärte – zentralisierte Form der Herrschaft (»asiatischer Despotismus«) sowie die tributären Beziehungen zwischen Zentralmacht, intermediären Herrschaftsträgern und Untertanen angeführt.<sup>5</sup> Diese Argumente wurden

5 Stellvertretend: Karl August Wittvogel, *Die Orientalische Despotie*, 1957.

u. a. speziell für den osmanischen, den südasiatischen und den chinesischen Kontext ausgearbeitet.<sup>6</sup> Kapitalistische Transformation trat demzufolge erst auf, sobald europäische Akteure die asiatischen Produzenten mit Wachstum, Verwertung und Gewinnmaximierung als zentrale Charakteristika der kapitalistischen Produktionsweise konfrontierten. In Indien wurde kapitalistische Rationalität über die europäischen Handelskompagnien an die einheimischen Produzenten herangetragen und dabei soziale Beziehungen, regionale Standortmuster und Arbeitsverhältnisse maßgeblich beeinflusst. Dieser Einfluss war wirksam, bevor eine Kolonialisierung im engeren Sinn erfolgte, die Indien gänzlich den wirtschaftlichen und politischen Erfordernissen Großbritanniens unterwarf. Im Osmanischen Reich, in China, Japan und Siam, die ihre staatliche Souveränität behielten, erfolgte überhaupt keine Kolonisierung, allerdings bewirkte der wirtschaftliche, politische und militärische Druck – zu unterschiedlichen Zeiten – eine Öffnung und Anpassung der Reiche an die westeuropäischen Großmächte und deren Bedürfnis nach Rohstoffen, Plantagenwirtschaften, Arbeitskräften und Absatzmärkten – Anforderungen, deren Erfüllung mit der Transformation der asiatischen Reiche zu peripher-kapitalistischen Gesellschaften einher ging. Die asiatischen Gesellschaften wurden von europäischen wie einheimischen Gelehrten vor allem mit den Blockaden in Verbindung gebracht, die ihrer kapitalistischen Modernisierung entgegenstanden, welche – im marxistischen wie im bürgerlichen Fortschrittskonzept – als Voraussetzung für gesellschaftliche Entwicklung schlechthin angesehen wurde. Modernisierung war demnach ohne Kapitalismus nicht zu haben, selbst wenn diese selektiv auf jene Zulieferbereiche beschränkt blieb, deren Entwicklung von den europäischen Mächten forciert wurde.

Eine kleinere Gruppe von Forschenden, die der – an der Wende vom 18. zum 19. einsetzenden – Abqualifizierung der vormals nicht hoch genug einzuschätzenden asiatischen Staats- und Gewerbekunst stets das hohe Niveau asiatischer Innovation, Produktqualität und politischer Verwaltung entgegen hielt<sup>7</sup>, erlebte in den letzten zehn Jahren bedeutende Verstär-

6 Lediglich Japan wird aufgrund der größeren Ähnlichkeit seines feudalen Lehenssystems mit dem westeuropäischen eine günstigere Voraussetzung für eine eigenständige kapitalistische Transformation zuerkannt. Vgl. Hans-Heinrich Nolte, *Weltgeschichte. Imperien – Religionen – Systeme 15.–19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar 2005, S. 95 f.

7 Stellvertretend: Joseph Needham, *Science and Civilization in China*, Cambridge 1954f.

kung.<sup>8</sup> In dem Maße, wie asiatische Produkte den heutigen Weltmarkt zu dominieren begannen, wuchs das Interesse am historischen Beitrag der vielen Zivilisationen zu Fortschritt und Entwicklung. Man besann sich auf die langen Traditionen gewerblicher, kommerzieller und navigatorischer Kompetenz und erkannte, dass der Aufstieg der europäischen Industrienationen und der USA zu den Führungsmächten der Weltwirtschaft zur Konstruktion eines Asienbildes geführt hatte, das dazu herhalten musste, die europäische Überlegenheit zu rechtfertigen. Die Wahrnehmung der Eigenleistungen der asiatischen Kulturen blieb dabei auf der Strecke. Mit der Wiederentdeckung der asiatischer Eigenmacht öffnete sich der Blick auf die Komplexität und Arbeitsteiligkeit der Wirtschaft, das hohe Niveau der Marktbeziehungen, die stabilisierende Funktion der Familienwirtschaft beim Ausgleich von Marktschwankungen, die regulierende und ausgleichende Hand der staatlichen Steuerung – kurzum: die positive Seite dessen, was ehemals als Stagnation, Innovationsfeindlichkeit und politische Gängelung des »asiatischen Despotismus« interpretiert wurde. Das Pendel schlug dabei allerdings manchmal über die Gleichgewichtsposition zurück. Um die – von praktisch allen namhaften europäischen Autoren von Charles de Montesquieu bis Max Weber – geschmähten asiatischen Reiche zu rehabilitieren, schlug die negative Darstellung manchmal in eine geradezu übertriebene Aufwertung und Betonung der asiatischen Überlegenheit über; Andre Gunder Frank schlug mit seinem »ReOrient« maßgeblich in diese Kerbe. Auch asiatische Wissenschaftler selbst begannen nach den Erscheinungsformen eines autonomen Kapitalismus und – wenn diese nicht ohne weiteres auszumachen waren – zumindest nach dessen eigenständigen Wurzeln und Sprossen zu suchen. Und sie wurden fündig: in China, in Japan, auf dem indischen Subkontinent, im Osmanischen Reich. Manche der China- und Indien-Spezialisten bewerteten die freigelegten kapitalistischen Sprossen eher vorsichtig,<sup>9</sup> andere räumten insbesondere China und Japan

8 Da viele dieser Autoren an kalifornischen Universitäten lehren, werden sie auch als »Californian School« bezeichnet. Stark rezipiert: Bin R. Wong, *China Transformed. Historical Change and the Limits of European Experience*, Ithaca/London 1997; Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*, Princeton/Oxford 2000; vgl. dazu Erich Pilz, »Warum nicht China?« Fragen zum »Niedergang« des Reiches der Mitte nach 1800, in: Sepp Linhart/Susanne Weigelin-Schwierdzik (Hg.), *Ostasien 1600–1900. Geschichte und Gesellschaft*, Wien 2004, S. 229–244.

9 Vgl. die Beiträge in: Timothy Brook/Gregory Blue (Hg.), *China and Historical Capitalism. Genealogies of Sinological Knowledge*, Cambridge/New York 1999 sowie in: Xu Dixin/Wu Chengming (Hg.), *Chinese Capitalism, 1522–1840*, Basingstoke/London 2000.

ein Niveau von Marktbeziehungen, Kommerzialisierung, Wachstum und Produktivitätsfortschritt ein, das bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert über dem europäischen lag.<sup>10</sup> Auch wenn China, Japan oder Indien und ihre eigenständigen kapitalistischen Potenziale immer stärker anerkannt werden, die Bezugsregion, an der die Charakteristika, die Größenordnung, die Qualität der örtlichen Marktwirtschaft gemessen wurde, blieb dennoch weiterhin (West-)Europa. Das anhand von Westeuropa geschaffene Modell gab die Kriterien vor, über deren Umsetzung, Erfolg oder Scheitern in den asiatischen Reichen diskutiert wurde. Andre Gunder Frank ging in seinem Buch »ReOrient« einen Schritt weiter.

*Ein Weltsystem mit chinesischem Zentrum?*

Frank stellte die These auf – und führt dafür eine Fülle von empirischen Belegen an –, dass das Zentrum des Weltsystems in der frühen Neuzeit nicht in Europa, sondern in Asien gelegen war; wenn er von Asien spricht, schließt er die verschiedenen asiatischen Großreiche mit ein, bezieht sich jedoch in erster Linie auf China. Zunächst stellt diese »ReOrientierung« eine Verlagerung des Blickpunkts nach Ostasien dar. Es wird sowohl die ostasiatische Entwicklung selbst als auch der Blick auf den Rest der Welt aus einer asiatischen Perspektive vorgenommen. Im Sinne des Perspektivenwechsels als einer zentralen methodischen Vorgangsweise im Rahmen von Globalgeschichte soll Frank bei diesem Schritt begleitet werden.

Wir verlassen also die gewohnte europäische Perspektive, die die ältere Weltsystemtheorie mit Immanuel Wallerstein und Andre Gunder Frank als ihren herausragenden Vertretern eingenommen hat und die hier zur Kontrastierung kurz zusammengefasst wird. Das Zentrum des sich im langen 16. Jahrhundert formierenden europäischen Weltsystems bildete zunächst das Dreieck Nürnberg – Antwerpen – Lissabon/Sevilla und verschob sich im 17. Jahrhundert nach Nordwest-Europa mit Amsterdam und London als zentralen Emporien. Peripherien, die auf der Basis von Subsistenz- und Zwangsarbeit (Fronarbeit, Sklavenarbeit, Encomienda etc.) Plantagen und Bergwerke für den Export in die Zentralräume betrieben, stellten Nordost-europa sowie die beiden Amerikas dar; die afrikanische Westküste war als Sklavenlieferantin in das atlantische Handelsdreieck eingebunden; der

<sup>10</sup> Wong, China (wie Anm. 8); Pomeranz, Great Divergence (wie Anm. 8).

Rest der Welt wurde im 16. Jahrhundert aus europäischer Perspektive als »Außenarena« wahrgenommen, als Regionen, die zwar Austausch mit Europa betrieben, aber unabhängig davon eigenständige Staaten, Reiche oder Weltwirtschaften (im Braudelschen Sinne)<sup>11</sup> darstellten. Erst im Zuge ihrer etappenweisen »Inkorporierung« in das europäische Weltsystem, der für diese Regionen mit dem Beginn des Kapitalismus gleichgesetzt wird, verloren die Außenarenen ihre Eigenständigkeit; sie erlebten Peripherisierung im Rahmen der kapitalistischen Weltwirtschaft.

Frank, der diese Perspektive in seinen früheren Werken mit anderen Welt-systemforschern teilte, kehrte den Blickpunkt einfach um. Er setzte (Ost-) Asien ins Zentrum der Betrachtung, bescheinigte den dortigen Entwicklungen eine eigenständige Dynamik, der der Begriff Kapitalismus nicht vor-enthalten werden dürfe. Zunächst bleibt offen, wie der Rest der Welt aus asiatischer Perspektive einzuordnen wäre. Im Prinzip gibt es dafür zwei Möglichkeiten:

- 1) Man kann – in Analogie zum Ausgangspunkt des »europäischen Welt-systems« – alles, was außerhalb des ostasiatischen Zentrums und den damit verbundenen Peripherien (einschließlich Vasallen, Diasporas) liegt, als Außenarena einer asiatisch zentrierten Weltwirtschaft ansehen.
- 2) Man kann Ostasien als Zentrum setzen; wenn dessen Ausstrahlungskraft die ganze Welt erfasst und die anderen Weltregionen als Subzentren oder Peripherien in die ostasiatisch bestimmte Weltwirtschaft einbaut, können Europa (einschließlich der von diesem abhängigen Gebiete) in einer solchen als Peripherien gedacht werden. Dies setzt allerdings voraus, dass es nicht mehrere koexistierende Weltwirtschaften gab, sondern ein einziges Weltsystem, dessen Zentrum im behandelten Zeitraum (1400 – 1800) in Ostasien lag. Diese zweite Position wird von Andre Gunder Frank in »ReOrient« vertreten. Die Frage, seit wann es eine einzige, den Globus umfassende Weltwirtschaft/Weltsystem gab, schneidet Frank in diesem Buch nicht an. In früheren Werken hat er die neolithische Revolution im 4. Jahrtausend v. Chr. als die entscheidende Schwelle benannt, seit der von einer weltumspannenden Interaktion gesprochen werden könne.<sup>12</sup>

11 Fernand Braudel, Sozialgeschichte des 15.–18. Jh., Bd. 3: Aufbruch zur Weltwirtschaft, München 1986, S. 17–43.

12 Andre Gunder Frank/Barry Gills (Hg.), The World Systems: Five Hundred Years or Five Thousand, London/New York 1993.

Frank geht jedenfalls davon aus, dass dieses Weltsystem im Untersuchungszeitraum ostasiatisch dominiert war. Während die Hegemonie im 19. Jahrhundert und 20. Jahrhundert an Großbritannien und die USA übergang, sollte das Zentrum im ausklingenden 20. Jahrhundert wieder nach Ostasien zurückkehren.

Beide Modellvarianten können empirische Belege ins Treffen führen, die hier aus der jeweiligen Argumentationslogik heraus zusammengefasst werden. Für das Modell der Außenarena (1) spricht das geringe Ausmaß der überregionalen Verflechtungen im Vergleich mit den lokalen bzw. lediglich im regionalen Maßstab existierenden Beziehungen. Dazu kommt, dass die Marktaktivitäten nur die Spitze eines Eisberges darstellten, darunter hingegen in jeder Region ein breites Feld lokaler, subsistenzbezogener Aktivitäten lag, das untereinander keinen Bezug aufwies. Auch die Märkte in den verschiedenen Weltregionen waren weder durch ein überall wirksames Wertäquivalent noch einen gemeinsamen Bezugspunkt zum Vergleich von Produktivität verbunden; sie funktionierten nach höchst unterschiedlichen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bezugssystemen.

Selbst wenn die meisten Weltregionen durch überregionalen Austausch direkt oder indirekt miteinander verbunden waren, kann von einer Weltwirtschaft im Sinne einer funktionalen Arbeitsteilung nicht die Rede sein. Es wäre demnach, wie Braudel und Wallerstein vorschlagen, von einer multizentrischen Welt auszugehen. Um Beziehungen und Verbindungslinien zwischen diesen Räumen zu erfassen, ist der Wechsel der Perspektiven und das Durchspielen verschiedener Formen von Hierarchien, Abhängigkeiten und Transfervarianten hilfreich, wie es die Transfer- und Akkulturationsforschung, die Ansätze der Interaktionsgeschichte, der »Connected Histories« oder der »Histoire Croisée« vorschlagen.<sup>13</sup>

Das Franksche Experiment, Europa als asiatische Peripherie zu denken (2), kann als Modellannahme den Blick für Kräfteverhältnisse und Zusam-

13 Vgl. Peter Feldbauer/Andrea Komlosy, Globalgeschichte 1450–1820: Von der Expansions- zur Interaktionsgeschichte, in: Die Welt querdenken. Festschrift zum 65. Geburtstag von Hans-Heinrich Nolte zum 65. Geburtstag, Hg. Carl-Hans Hauptmeyer/Dariusz Adamczyk/Beate Eschment/Udo Obal, Frankfurt a. M. 2003, S. 59–94; Robert W. Strayer (Hg.), The Making of the Modern World. Connected Histories, Divergent Paths. 1500 to the Present, New York 1989; Sanjay Subrahmanyam, Connected Histories. Towards a Reconfiguration of Early Modern Eurasia, in: V. B. Lieberman (Hg.), Beyond Binary Histories: Re-imagining Eurasia to c. 1830. Ann Arbor, Michigan 1997, S. 289–315; Werner Michael/Zimmermann Benedicte (ed.), De la comparaison à l'histoire croisée, Paris 2004.

menhänge öffnen. Frank schränkt die Prämissen seiner Versuchsanordnung dadurch ein, das er von einem einzigen Weltsystem mit einem, zwischen 1400 und 1800 ostasiatischen Zentrum ausgeht. Europa spielte darin die Rolle einer Peripherie, die durch den Zugriff auf amerikanisches Gold und Silber allerdings in die Lage versetzt wurde, dennoch massiv in den Handel mit Ostasien einzusteigen. Die Kräfteverhältnisse im Austausch zwischen Europa und Asien leitet Frank in erster Linie aus der Warenstruktur ab. Während asiatische Produzenten hochwertige Gewerbeprodukte anzubieten hatten, stießen europäische Gewerbewaren auf asiatischen Märkten kaum auf Nachfrage; das einzige Produkt, mit dem europäische Händler Interesse erweckten, stellte ungemünztes Edelmetall dar, das in den asiatischen Gesellschaften eine wichtige Voraussetzung zur weiteren Kommerzialisierung der Wirtschaft darstellte. Für Frank ist es eine Roh- oder Halbfertigware, die im Tausch zu Ungunsten der europäischen Edelmetallexporteure zu Buche schlug. Dies wurde freilich dadurch kompensiert, dass der Raub- und Plünderungskolonialismus in Lateinamerika für stetigen Nachschub sorgte und die Abhängigkeit der spanischen Krone von Krediten und Gewerbeimporten aus niederländischer und englischer Produktion gewährleistete, dass die Niederlande, England und Frankreich in den Besitz der kolonialen Edelmetallvorräte gelangten. Diese bildeten den Schlüssel zu den begehrten Spezeereien und Gewerbeprodukten Asiens. Auch wenn die überregionalen Austauschverhältnisse also nur die Spitze der jeweiligen regionalen Ökonomien bildeten, bestimmten sie dennoch die Rolle, in der die Teilräume in die überregionale Arbeitsteilung eingebunden waren; diese Rolle wirkte ihrerseits auf die örtlichen Verhältnisse zurück, die – vermittelt über ihre überregionalen Marktaktivitäten – wie in einem System der kommunizierenden Röhren miteinander verbunden waren. Ostasien erwies sich dabei als Motor und Triebkraft der Entwicklung: einerseits weil seine Gewerbeprodukte allseits gefragt waren, andererseits weil von der chinesischen Wirtschaft eine enorme Nachfrage nach Edelmetallen ausging, die nicht nur via europäische Händler befriedigt wurde, sondern auch im direkten Austausch zwischen den asiatischen Reichen sowie zwischen China und den Silber produzierenden Regionen in Lateinamerika.

Wenn Ostasien zum Auslöser einer Entwicklung mit globalen Folgewirkungen wurde, die gemeinhin als Kapitalismus bezeichnet werden, müsste konsequenterweise Asien als Quelle des Kapitalismus angesehen werden. Greift man einzelne Wirtschaftsräume und Wirtschaftsklassen heraus, wie Frank dies unter Berufung auf vielerlei Detailuntersuchungen tut, lassen

sich eine Reihe von Belegen für den hohen Entwicklungsstand, den Kommerzialisierungsgrad und die Marktintegration anführen; insbesondere die chinesische Seidenindustrie wurde im 18. Jahrhundert zu einem Wirtschaftszweig mit hochgradiger Spezialisierung, Arbeitsteilung und im Rahmen eines Verlagssystems organisierten Produktionseffizienz.<sup>14</sup> Der – auch nach Maßstäben der nordwesteuropäischen Musterregionen kapitalistischer Transformation – offenkundig kapitalistische Charakter einzelner Branchen konnte allerdings nicht bewirken, dass sich die gesamte chinesische Gesellschaft auf Markteffizienz ausrichtete. Die auf Wachstum, Gewinn und Kapitalakkumulation beruhende Marktwirtschaft basierte auf einem breiten Sockel lokaler, subsistenzorientierter Lebensformen, in denen Tätigkeiten für den Markt und die familiäre Selbstversorgung, für die agrarische und die gewerbliche Seite der Existenz in eins flossen. Zudem stellte die Förderung und Besteuerung der wachstumsorientierten Wirtschaft für den chinesischen Staat, repräsentiert durch Kaiser, Statthalter und Bürokratie, in viel geringerem Maß als in Nordwesteuropa eine Voraussetzung ihres Machterhalts dar.<sup>15</sup>

Frank unternimmt allerdings – anders als eine Reihe von chinesischen Wirtschaftshistorikern – in seinem Buch gar nicht den Versuch, den kapitalistischen Charakter Chinas zu unterstreichen. Sein Hauptargument zielt vielmehr darauf ab, die besonderen Voraussetzung im nordwestlichen Europa, die in der wirtschaftshistorischen Debatte als ausschlaggebend für den Übergang von vorkapitalistischen zu kapitalistischen Verhältnissen angeführt wurden und werden, als eurozentristische Erfindung in Frage zu stellen. Er möchte die Behauptung von der Überlegenheit der europäischen Wirtschaft, die gleichermaßen zur Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise wie zur globalen Vorherrschaft der europäischen Kolonialmächte geführt habe, also zur Europäisierung der Welt, entkräften. Frank trägt damit zu einem Unterfangen bei, das in der postkolonialen Theorie unter dem Motto »Provincializing Europe« debattiert wird.<sup>16</sup>

Bei diesem Unterfangen verstrickt sich Frank in Widersprüche. Er will beweisen, dass Europa (selbstredend: Nordwesteuropa) von selbst nichts war.

14 Vgl. Xing Fang u. a. in: Xu Dixin/Wu Chengming, *Chinese Capitalism* (wie Anm. 9), S. 203–209.

15 Peer Vries, *Via Peking back to Manchester: Britain, The Industrial Revolution, and China* (= *Studies in Overseas History* 4), Leiden 2003, S. 20–30.

16 Conrad Christoph/Conrad Sebastian (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*. Göttingen 2002, darin insbesondere: Dipesh Chakrabarty, *Europa provinzialisieren. Postkolonialität und die Kritik der Geschichte*, S. 283–312.

Es wuchs, weil es sich seit dem 16. Jahrhundert – oftmals mittels militärischer Gewalt – in die asiatischen Handelsnetzwerke einklinken konnte und dadurch Impulse aus Asien erhielt. Der Übergang zur europäischen Hegemonie erfolgte allerdings erst, als die asiatischen Reiche selbst im 18. Jahrhundert schwere Krisen erlebten. Die Dynamik des Handelns – so will es Frank – soll in Asien beheimatet sein, wobei China in der Argumentation eine Art Stellvertreterposition einnimmt. Diese Modell-Konstruktion erlaubt es nicht, die asiatische Krise mit der Ausdehnung des europäischen Einflusses in und auf Asien in Verbindung zu bringen. Sie wird als Folge der in den erfolgreichen asiatischen Entwicklungen angelegten Grenzen und Widersprüche erklärt, die eine Überdehnung der Wirtschaft, des Bevölkerungswachstums und der Nachfrage nach sich zogen, die im Rahmen der bisherigen Wirtschaftsweise nicht lösbar waren; der *Terminus technicus* für eine solche innere Entwicklungsbarriere lautet »high level equilibrium trap«.<sup>17</sup> Selbst die Krise muss also dafür herhalten, den asiatischen Erfolg, einschließlich der in diesem Erfolg angelegten Keime des Niedergangs, zu untermauern. In der Frage nach den Ursachen der ostasiatischen Krise trägt Frank dem von ihm selbst postulierten methodischem Anspruch – nämlich regionale Entwicklungen aus dem globalen Interaktionszusammenhang heraus zu erklären – nicht wirklich Rechnung; er bevorzugt bei seiner Erklärung eindeutig interne Faktoren.

#### *Gegen einen »europäischen Sonderweg«*

Wo liegt also der Erkenntnisgewinn der Single World System-Konstruktion? Welche Dilemmata bringt das Modell mit sich und umgekehrt: welche Erklärungen bietet es, die eurozentrische oder multipolare Sichtweisen der frühneuzeitlichen Welt nicht erlauben? Neben viel Lob und Zustimmung, die sich in mehreren wissenschaftlichen Auszeichnungen, einer langen Reihe von Besprechungen sowie in der raschen Übersetzung ins Japanische, Chinesische, Koreanische widerspiegeln, haben sich zu »ReOrient« auch zahlreiche kritische Stimmen zu Wort gemeldet. Grundsätzliche Einwände gegen welt-systemische und globalhistorische Herangehensweisen, wie sie beispielsweise von David Landes vertreten werden, bleiben hier ausgeklam-

<sup>17</sup> Frank in Anlehnung an: Mark Elvin, *The Pattern of the Chinese Past*, Stanford 1973.

mert.<sup>18</sup> Es bleiben eine Reihe von ernst zu nehmenden Argumenten aus dem Umfeld der Weltsystemdebatte, die sich sowohl auf das Franksche Bild von der ostasiatischen Zentralität beziehen als auch auf deren Kehrseite, die angeblich bis ins 18. Jahrhundert marginale Position auch der entwickeltsten Teile Europas. In seinen noch unveröffentlichten Manuskripten für einen Nachfolgebund »ReOrient 19th Century« setzt Frank den Übergang von der asiatischen zur (nordwest-)europäischen Hegemonie überhaupt erst in der ersten Hälfte oder gar in der Mitte des 19. Jahrhunderts an. Er betont ganz stark die Weltwirtschaftskrise von 1873, die auch in der älteren marxistischen Theorie als Epochenschwelle für den klassischen Imperialismus im Mittelpunkt stand.<sup>19</sup>

Besonders bedenkenswert erscheinen mir die Stellungnahmen von Giovanni Arrighi und Peer Vries. Arrighi führte ins Treffen, dass der hegemoniale Wechsel in der Weltwirtschaft von (Ost-)Asien nach Nordwesteuropa nicht als zeitliche Abfolge, sondern als ein, von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts währender Prozess anzusehen ist; die Annahme Franks, dass Europas Aufstieg stattfinden konnte, weil Asien seine bisherige Dominanz verlor, hält er für überzogen. In dem Moment, wo beide Entwicklungen aufeinander bezogen werden, lässt sich der entscheidende Impetus der asiatischen Herausforderung für die Stimulierung der europäischen Entwicklungsanstrengungen aufrechterhalten, ohne deshalb den eigenen Beitrag der europäischen Akteure unter den Tisch fallen zu lassen; dazu zählen sowohl die inneren Mobilisierungsleistungen in Hinblick auf modernes wirtschaftliches Wachstum als auch die Früchte, die die europäische Expansion in allen ihren Formen, den kolonialen wie den merkantilen, für den Aufstieg zum Weltmarktleader beigetragen haben. Arrighi übernimmt damit ein Stück weit die Franksche ReOrientierung des bis dato auch in der Weltsystemtheorie immer von Europa aus gedachten Weltsystems und ist bereit, die schon von der Quantität her bestechende chinesisch-ostasiatische Überlegenheit anzuerkennen. Arrighi wirft Frank bei aller Zustimmung schlussendlich jedoch die mangelnde Berücksichtigung politisch-militärischer Macht vor; ein rein ökonomischer Erklärungsansatz, wie Frank ihn verfolgt, greife zu kurz.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> David Landes, *Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich und die anderen arm sind*, Berlin 1998.

<sup>19</sup> Frank hat Rohfassungen des entstehenden Werkes im Kollegenkreis zirkuliert. Vgl. auch Homepage <http://www.rrojasdatabank.org/agfrank/>

<sup>20</sup> Giovanni Arrighi, *The World According to Andre Gunder Frank*. In: *Review Fernand Braudel Center*, XXII (1999), 3, S. 327–354.

Peer Vries lässt sich von Frank dazu inspirieren, die britischen Entwicklungen zur modernen Wachstumsgesellschaft und damit zum Prototyp von Kapitalismus im Lichte der zeitgleich in der chinesischen Ökonomie stattfindenden Entwicklungen zu betrachten.<sup>21</sup> Er gibt Frank recht, dass das lange Zeit vorherrschende wirtschaftshistorische Bild, das China als statische, durch Staatsmacht und Traditionen blockierte, aus eigenem Antrieb nicht modernisierungsfähige Gesellschaft darstellt, der Dynamik der chinesischen Marktwirtschaft im 18. Jahrhundert keineswegs standhält. Die entwickeltsten Regionen Chinas und Großbritanniens, hier folgt Vries Frank, Kenneth Pomeranz, Bin Wong und Jack Goldstone<sup>22</sup>, waren ähnlich leistungsfähig; China hinkte Großbritannien in Sachen Produktionskraft, Lebensstandard und wirtschaftlichem Entwicklungsstand nicht nach. China als Zentrum der Weltwirtschaft anzusehen, sei jedoch blanker Sinozentrismus. Vries' Einschätzung nach sei die Weltwirtschaft im Zeitraum 1400–1800 nicht durch ein einziges Zentrum beherrscht gewesen, sondern zeichnete sich durch eine multizentrische Struktur im globalen Austausch aus; die Austauschbeziehungen zwischen den Weltregionen waren im Vergleich mit den Transaktionen innerhalb der Räume sehr gering, von einer Arbeitsteilung im Weltmaßstab könne keine Rede sein. Vries' jüngste Kritik an Frank konzentriert sich auf die Rolle Chinas als die wichtigste Absorptionskraft der weltweiten Edelmetallströme.<sup>23</sup> Erstens bezweifelt Vries, dass im Zeitraum 1492–1820 tatsächlich zwei Drittel der amerikanischen Silbervorräte, wie Frank in Anlehnung an zahlreiche Autoren<sup>24</sup> behauptet, nach China flossen (wozu die Silberflüsse von Japan nach China hinzu kamen). Vries plädiert für vorsichtigere Schätzungen von einem Drittel, nicht zuletzt deshalb, weil sonst Indien, das Russlandgeschäft und das Geschäft mit dem arabisch-osmanischen Raum, wofür der Westen ebenfalls Silber benötigte, nicht erklärbar wären. Ob die Silberzuflüsse für die chinesische Gesellschaft tatsächlich eine so geringe Bedeutung hatten, wie Vries suggeriert, sei hier

21 Vries 2003 sowie Peer Vries, *Should we really ReOrient?*, in: *Itinerario. European Journal of Overseas History* (Leiden), XX (1998), 3, S. 19–36.

22 Jack A. Goldstone, *The Rise of the West – or not! A revision to socio-economic history*, in: *Sociological Theory*, 18 (2000), S. 157–194.

23 Peer Vries, *Early Modern China: The Global Silver Sink and the Most Competitive Economy of the World?* (in Vorbereitung 2006).

24 William S. Atwell, *International Bullion Flows and the Chinese Economy – Circa 1530–1650*, in: *Past and Present*, 95 (1982), S. 68–90; Dennis O. Flynn / Arturo Giráldez, *World Silver and Monetary History in the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> Centuries*, Aldershot/UK 1996.

dahin gestellt. Entscheidender erscheint mir die Kritik an Franks Schlussfolgerung, der Edelmetallexport könne als Beweis für die periphere Position der westeuropäischen Staaten im Weltsystem angesehen werden. Dieses Argument ist Bestandteil von Franks Bemühen, Europa möglichst unbedeutend, marginal, passiv erscheinen zu lassen. Dadurch gerät aber nicht nur die große innere Entwicklungsdynamik aus dem Blick, die untrennbar mit der Expansion der westlichen Mächte verbunden war, sondern auch die Kraft- und Kompetenzentfaltung selbst, die in der atlantischen Expansion enthalten war. Wer, wie Großbritannien im 17. und 18. Jahrhundert, in der Lage war, durch seine Kontrolle über das atlantische Handelsdreieck und asiatische Fernhandelsnetze trotz mangelnder Edelmetallvorkommen und gewerblicher Kompensationsprodukte zur Drehscheibe des interkontinentalen Handels mit asiatischen Gewerbecprodukten zu werden, sollte als Akteur nicht unterschätzt werden.

Wenn Frank also in so wesentlichen Punkten angreifbar ist, wo bleibt der Verdienst? Was ist der Grund, warum sich zig namhafte Sozialwissenschaftler, auch wenn sie nicht damit übereinstimmen, mit seinen Thesen auseinandersetzen?<sup>25</sup> Dass Franks Thesen auf so fruchtbaren Boden gefallen sind, ist sicherlich einem günstigen Moment in der Konjunktur der globalhistorischen Theorieentwicklung geschuldet.

Die ältere Weltsystemtheorie, die Westeuropa als Zentrum, Nordosteuropa und die Amerikas als Peripherie des kapitalistischen Weltsystems des 16. Jahrhunderts ansah, konnte die Neugier auf Regionen außerhalb des (nordwest-)europäischen Einflussradius nicht befriedigen. Sie blieb in Bezug auf die anderen Weltregionen vor dem Zeitpunkt ihrer Inkorporierung in das europäisch beherrschte Weltsystem sprachlos. Sie akzeptierte diese zwar in ihrer Eigenständigkeit und räumte ein, dass auch andernorts Weltwirtschaften (Braudel) oder Weltsysteme (Wallerstein) entstehen konnten; durch die Apostrophierung als »Außenarenen« wurden diese jedoch zu Gegenden reduziert, die darauf warteten, vom europäischen Prinz »wach geküsst« zu werden; erst dieser Kuss erweckte sie zum Kapitalismus. Dies minderte, auch wenn es nicht beabsichtigt war, ihre kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen herab und hatte zur Folge, dass die Beurteilung von Fortschritt

25 Das Buch »ReOrient« hat zahlreiche Rezensionen sowie weiterführende wissenschaftliche Debatten ausgelöst, deren Zusammenstellung eine eigene Forschungsarbeit erfordern würde. Eine Auswahl davon dokumentierte Frank auf seiner Homepage <http://www.rrojasdatabank.org/agfrank/>

untrennbar mit dem europäischen Aufstieg in der Weltwirtschaft verschmolz; dies galt gleichermaßen für die Kritik der kapitalistischen Beschränkungen dieses Fortschritts, die marxistische Analyse und die sozialistische Erneuerung.

Eine postkoloniale Reaktion auf diese Vernachlässigung war lediglich eine Frage der Zeit. Die Suche nach den eigenen kulturellen Wurzeln und der Wahrnehmung durch den Westen fand in den jeweiligen Gesellschaften statt, und sie spiegelte sich in den Forschungen der regionalen Kulturwissenschaften über die außereuropäische Welt. Franks Vorstoß reiht sich freilich nicht in die postkoloniale Vergangenheitsbewältigung ein. Er verstand ihn vielmehr als eine Antwort darauf, als eine Erneuerung der Weltsystemanalyse. Frank ist und bleibt dem Ideal der europäischen Aufklärung verpflichtet, das nach »Wahrheit« sucht. In den Sozialwissenschaften kann sich Wahrheit nur entfalten, wenn sie im richtigen theoretischen Rahmen entwickelt wird, spricht in einem Modell, das es erlaubt, die einzelnen Teile im Lichte ihres Zusammenwirkens im Gesamtsystem zu betrachten. Also entwickelt Frank ein Weltsystem, in dem auch China, Indien, Japan Platz haben. Wahrscheinlich hat Frank darüber nachgedacht, inwieweit China, oder Ost-, Süd- und Zentralasien insgesamt, als regionales Weltsystem zu fassen seien. Inspiriert von einer Studienreise entlang einer der ältesten zentralen Verbindungsachsen der Menschheit, der Seidenstraße, baut Frank sich und seinen LeserInnen vielmehr ein anderes Weltsystem. Eines, das in der Lage ist, das europäische Weltsystem mit Asien zu verknüpfen. Nebeneinander gestanden sind die beiden lange genug. Nun geht es ans Testen der Interaktion; aus dem Vergleich erhebt Ostasien als neues Zentrum, und in diese Struktur wird der Rest eingepasst. Europa kann in dieser Perspektive nur eine marginale Rolle spielen; allerdings kann es mit dieser eigenständig umgehen, indem es die Hegemonie im europäischen Einflussbereich (europäische Peripherien, amerikanische Kolonien) nutzt, um mit dem globalen Zentrum trotz seiner eigenen ungünstigen Ausgangsposition in Kontakt zu kommen. Die amerikanischen Kolonien, sofern sie nicht selbst Silber nach Ostasien liefern, haben keinen solchen Handlungsspielraum. Chinas Sogwirkung auf die globalen Edelmetallvorräte wird zum Um und Auf der internationalen Kräfteverhältnisse: wo eine Wirtschaft existiert, die soviel Silber absorbieren und dieses durch entsprechende Exportwaren aufwiegen kann, liegt das Zentrum der Weltwirtschaft.

Die Hypothese scheint durch die tatsächlichen Entwicklungen bewiesen. Im Grund genommen handelt es sich hier um eine self-fulfilling prophecy.

Diese setzt, ob sie nun stimmt oder nicht, Forschungen in Gang, die China – und mit ihm andere asiatische Reiche – tatsächlich in einem anderen Licht erscheinen lassen. Im Licht ihrer Zentralität können die Stärken der regionalen Kultur und Wirtschaft erkannt und herausgearbeitet werden, ohne a priori als Abweichung von der, seit dem 18. Jahrhundert von Europa aus gesetzten Norm betrachtet zu werden. So gesehen ist die Hypothese von der asiatischen Zentralität ein Befreiungsschlag; dieser erlaubt Fragestellungen und Einsichten, die weder im Rahmen eurozentristischer noch rein regional ausgerichteter Modelle gefasst werden können. Frank hat für die – mit dem Bedeutungsgewinn der asiatischen Wachstumsregionen im Weltsystem offenkundig gewordenen – Erklärungsnotstände für die aktuellen Transformationen der Weltwirtschaft einen historischen Ausweg entwickelt, der begeistert aufgegriffen wurde. Gleichzeitig löste sein Ansatz eine starke Polarisierung von Zustimmung und Zurückweisung aus. Franks ganzer wissenschaftlicher und politischer Werdegang war von analytischer Schärfe, provozierender Zuspitzung sowie der Bereitschaft zur Aufgabe lieb gewordener, aber nicht mehr ausreichender Erklärungsmuster geprägt. Diese Bereitschaft ist durch die vielen biographischen Brüche – Flucht, Vertreibung und die Unmöglichkeit einer institutionalisierten wissenschaftlichen Karriere – vielleicht noch verstärkt worden. Frank besaß eine bemerkenswerte Sensibilität für sich abzeichnende Veränderungen und Brüche in der Weltwirtschaft. Daraus resultierte die Bereitschaft, nach neuen Deutungsmustern zu suchen und dabei Theorien und Modelle zu verwerfen oder zu erneuern. Fest steht: Der Erkenntniswert der Frankschen Ausführungen liegt nicht im empirischen Detail. Detaillierte Quellenauswertung war für Frank im Bewusstsein von vorrückendem Alter und zunehmender Krankheit sekundär; es ist also nur recht und wünschenswert, wenn Schüler wie Gegner hier Korrekturen anbringen. Franks Originalität liegt im Herstellen von Erklärungszusammenhängen.

Frank verbindet die Hypothese von der Zentralität Ostasiens im Weltsystem mit einem anderen analytischen Instrument der Weltsystemanalyse. Er bettet die im Weltsystem zusammenwirkenden Teile in ein langfristiges Ablaufmodell von expansiven und kontraktiven Wellen und Zyklen ein, das in der wirtschaftshistorischen Forschung weithin anerkannt ist. Die Grundannahme besteht darin, dass sich eine Veränderung der durch den Zyklus vorgegebenen Rahmenbedingungen auf das Verhältnis der Regionen zueinander und ihre Rolle im Gesamtsystem auswirken wird. Hier entsteht eine Manifestation des Globalen, die jenseits einzelner Zentrismen wirksam ist.

Man wird zu Recht einwenden, dass dieser Wirkungszusammenhang sehr abstrakt ist und die Herangehensweise mechanistisch wirkt: verändere einen Stein im Spiel und alle andere Steine verändern ihre Position. Gleichzeitig kann ein solches Modell aber auch als Rahmen setzende Hypothese dienen, die an den verschiedenen räumlich, zeitlich und sachlich definierten Schauplätzen mit empirischem Leben erfüllt und somit überprüft werden kann und muss. Frank betrachtet das Lokale konsequent als Reflektor des Globalen: dies ist selbstverständlich nur eine von mehreren Möglichkeiten, das Lokale mit dem Globalen zu verbinden. Es ist freilich eine theoretische Herausforderung, die ausgetestet, sprich: durchdacht werden sollte.

Bei genauerem Hinsehen ist Frank – entgegen vielerlei Anwürfen und mancherlei Selbstbekenntnissen – beileibe kein Sinozentrist. Sein Verständnis von Globalität resultiert nicht aus der Addition partikularer Geschichten, sondern als ein Wirkungszusammenhang, der mehr darstellt als die Summe seiner Teile. Genau genommen interessiert sich Frank ebenso wenig für eine chinesische wie für eine europäische Perspektive – ein möglicher Kritikpunkt an seiner Herangehensweise, der bislang wenig Beachtung fand. Franks Hauptaugenmerk liegt auf der Art und Weise, wie sich das Globale konstituiert, als eine Kraft, die das Lokale und Regionale determiniert, von dort allerdings selbst auch Impulse empfängt. Das Interesse für diese – im Prinzip anerkannte – Rückwirkung kleinräumiger Entwicklungen auf das globale System ist bei Frank allerdings wesentlich geringer ausgeprägt als für die von der globalen Ebene ausgehenden Weichenstellungen. China dient ihm lediglich als ein Anschauungsbeispiel; es wird gegenüber der eurozentristischen Überheblichkeit und Ignoranz, gegenüber Vorwürfen der Stagnation und der Unfähigkeit zur eigenständigen Entwicklung rehabilitiert – allerdings nicht um seiner selbst willen, sondern als Exempel gegen eurozentristische Selbstgewissheit. Noch mehr als China will Frank das Weltsystem als einen Interaktionszusammenhang etablieren, der den einzelnen Weltregionen den Weg vorgibt, egal ob es sich um die USA handelt, die das 20. Jahrhundert, Großbritannien, das das 19. Jahrhundert, oder Ostasien, das bis 1800 die führende Stellung in der Weltwirtschaft innehatte und heute drauf und dran ist, diese wieder zu erobern. Frank wendet sich gegen die Universalisierung der europäischen Erfahrung, ist dem Universellen jedoch nicht grundsätzlich abhold: er ortet es nicht in einer Region, sondern im Systemcharakter der Weltwirtschaft. So gesehen, befindet er sich in seinem Buch »ReOrient« in voller Übereinstimmung mit seinen früheren Werken über Lateinamerika, allen voran »Kapitalismus und Unterentwicklung in Latein-

ANDREA KOMLOSY

amerika« (engl. 1967), mit dem Frank die Dependenztheorie über Lateinamerika hinaus bekannt machte. Auch damals ging es ihm darum, die Entwicklung der Unterentwicklung nicht aus lokalen Defiziten und Versäumnissen zu erklären, sondern aus der peripheren Rolle der Region im kapitalistischen Weltsystem, auch wenn dessen Zentrum damals noch in Europa angenommen wurde.

### *ReOrient als Waffe der Kritik*

Frank bietet seinen LeserInnen mit »ReOrient« eine Hilfe, althergebrachte Annahmen von der räumlichen Bezugsgröße, vom Maßstab und vom Gang der Entwicklung im Weltmaßstab in Frage zu stellen. Er verpflichtet den Leser im Gegenzug zur Übernahme seiner Prämissen: der über den Untersuchungshorizont hinausreichenden Existenz eines den ganzen Globus umfassenden Weltsystems, Ostasien zwischen 1400 und 1800 als dessen Zentrum, Europa samt inneren Peripherien und Kolonien ein marginaler Player, der erst aus der zyklischen Veränderung der Gesamtkonstellation heraus – vorübergehend (19. und 20. Jahrhundert) – die Vormacht erringen konnte. Als beinahe ungewollter Nebeneffekt, der freilich auch die Hoffnung transportiert, die imperiale Vorherrschaft der USA werde ein Ende erreichen, wird China – gegen hartnäckige Vorurteile – als zentraler und eigenständiger Akteur der Geschichte in Szene gesetzt. Das Franksche Modell ruft mit seiner provokativen Herausforderung des Eurozentrismus Kritik auf den Plan und erfüllt gleichzeitig seine methodische Aufgabe: das Testen von Hypothesen. Es gibt allerdings – gerade wenn man Frank ernst nimmt – keinen Grund, an dieser Modellkonstruktion über ihren Gebrauchswert der kritischen Infragestellung hinaus festzuhalten.

Mir erscheint es aus verschiedenen Gründen plausibel, für den untersuchten Zeitraum ein multizentrisches Modell anzunehmen, dessen Vereinheitlichung zu einem weltumspannenden System erst im Zuge des Aufstiegs der nordwesteuropäischen Kolonialmächte zu weltwirtschaftlicher Hegemonie erfolgte.<sup>26</sup> Dies bedeutet, Wallerstein ein Stück weit gegen Franksche Attacken in Schutz zu nehmen. Auch die multizentrische Struktur, die sich

<sup>26</sup> Andrea Komlosy, Chinesische Seide, indische Kalikos, Maschinengarn aus Manchester. »Industrielle Revolution« aus globalhistorischer Perspektive, in: Margarete Grandner/ Andrea Komlosy (Hg.), Vom Weltgeist beseelt. Globalgeschichte 1700–1815, Wien 2003, S. 103–134.

hinter Braudels und Wallersteins multipolarer Weltsystem-Konstruktion verbirgt, erlaubt es, der das 18. Jahrhundert prägenden Bedeutungsverschiebung von Asien nach Europa gerecht zu werden. Frank erklärt den Aufstieg des Westens zur (vorübergehenden) Hegemonialmacht der Weltwirtschaft in erster Linie aus dem Zusammentreffen einer säkularen Trendwende mit einem zyklischen Wechsel im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts (um 1760), der die eingespielten weltregionalen Kräfteverhältnisse in Bewegung brachte. Dieser Erklärungsansatz trägt auch dann, wenn man die Zeit davor nicht als singuläres Weltsystem auffasst. Im Gegenteil: Anerkennt man in der frühen Neuzeit die Koexistenz verschiedener Weltwirtschaften, verliert das Argument des zyklischen Umschwungs als Triebkraft des nordwesteuropäischen Aufstiegs keineswegs an Stichhaltigkeit. Europa erscheint unter dieser Voraussetzung nicht – wie bei Frank – als der große Geist aus der Flasche, der *deus ex machina*, der ohne sein Zutun die Weltspitze erklimmt, sondern als ein bereits potenter Akteur, der seine inneren Stärken ausspielen kann, sobald sich dazu eine Gelegenheit bietet. Diese Gelegenheit resultiert nicht nur – wie Frank suggeriert – aus der Schwäche der asiatischen Gegenspieler, sondern wird durch die neuen Formen der europäischen Expansion aktiv herbeigeführt. Diese neuen Formen werden notwendig, weil die Durchsetzung des Industrie- gegenüber dem Handelskapital, Protektionismus für die nationale Industrie und aktive Markteroberung aufgrund des Übergangs zum Fabrikssystem ein anderes Verhältnis zu den bisherigen asiatischen Handelspartnern notwendig machten. Die Durchsetzung dieser europäischen Interessen war möglich, weil die nordwesteuropäischen Seemächte über die dafür erforderliche militärische Stärke verfügten. Der Zeitpunkt, zu dem die multizentrische Struktur der europäischen Dominanz einem von Europa aus beherrschten Weltsystem wich, variierte je nach Weltregion; die Übernahme formaler Kolonialherrschaft, wie in Indien oder Indochina war dafür keine Voraussetzung. Während der Machtwechsel im Osmanischen Reich und auf dem indischen Subkontinent im 18. Jahrhundert stattfand, kam die europäische Hegemonie über China und Japan erst im 19. Jahrhundert zum Tragen. Von der sachlichen Argumentation her sind die Positionen Wallersteins und Franks also nicht so unversöhnlich, wie die Stellungnahmen suggerieren.<sup>27</sup>

Im Umgang mit der Kategorie Kapitalismus blieben die beiden Weltsystem-Analytiker jedoch geschieden. Wallerstein hält den Kapitalismus für

<sup>27</sup> Frank, *ReOrient* 1998, S. 29f.; Immanuel Wallerstein, Frank Proves the European Miracle, in: *Review Fernand Braudel Center*, 22 (1999), 3, S. 355–371.

endlich und interpretiert die gegenwärtige Krise als eine Endkrise des Kapitalismus mit offenem Ausgang zu einer neuen Gesellschaftsformation.<sup>28</sup> Frank hält die Logik der Kapitalakkumulation prinzipiell nicht für überwindbar, Variationen sieht er lediglich in der Frage, welche Weltregion jeweils am besten in der Lage ist, einen möglichst großen Teil der weltweit geschaffenen Werte in ihren Einflussbereich zu lenken. Hier liegt der einzige Handlungsspielraum, den sein ökonomischer Determinismus einräumt – freilich eingebettet in das enge Korsett, das die zyklischen Bewegungen der Kapitalakkumulation vorgeben. Inwieweit China und der ostasiatische Raum heute tatsächlich auf dem Weg sind, die weltweiten Wertströme zu ihren Gunsten zu beeinflussen, sei hier dahingestellt; die weltweite Verteilung des BIP verweist eindrücklich zugunsten der asiatischen Wachstumsregionen; allerdings bedingt Wachstum bekanntlich nicht notwendigerweise Entwicklung. Auch Wallerstein ist sich des Bedeutungsgewinns Ostasiens bewusst; seiner Ansicht nach fügen sich die aktuellen Auseinandersetzungen um die Hegemonie im System jedoch in die allgemeine Krise des Systems ein. Beide Konflikte finden zeitgleich statt, sie spielen sich allerdings auf zwei verschiedenen zeitlichen Horizonten ab: der eine zielt auf eine Überwindung im System, der andere auf die Transformation des Systems.

Der Vorteil, mit der Kategorie des historischen Kapitalismus zu operieren, liegt auf der Hand. Nur auf dieser Basis ist es möglich, nicht nur eine Zentrenverschiebung, sondern auch ein Ende des Systems anzudenken. Wallerstein verbreitet daher trotz seiner recht düsteren Transformationsszenarien ein Bild der Hoffnung; er ist kompatibel mit dem Slogan der Antiglobalisierungsbewegung »eine andere Welt ist möglich«. Wallerstein ist daher unter politischen AktivistInnen beliebter als Frank, der (seit dem Scheitern der lateinamerikanischen Abkoppelung nach der Niederschlagung des Experiments Allende) keine Möglichkeit sah, der Standortkonkurrenz zu entrinne. Ihn deshalb bereits als Apologeten der Kapitalakkumulation zu begrüßen und dem radikalen Linken Rückkehr in den Schoß des Liberalismus zu unterstellen, wie dies gelegentlich geschah<sup>29</sup>, hieße die sperrige Kritik zu übersehen, die Frank dem Ungleichheit erzeugenden System beharrlich entgegen hielt.

28 Immanuel Wallerstein, *Utopistik. Historische Alternativen des 21. Jahrhunderts*, Wien 2002.  
29 Z. B. in der Rezension von Gerhard Drekonja in der Wiener Tageszeitung »Die Presse« (18.08.2001).

---

## Rezensionen

### Afrika als Projektion: Zwei Bücher über Deutschlands imperiales Selbstbild

*Birthe Kundrus, Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien, Böhlau: Köln 2003. 339 Seiten. 34,90 €*

*Dirk van Laak, Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880–1960, Schönigh: Paderborn 2004. 450 Seiten. 72,00 €*

**S**IGMUND Freud umschrieb den seelischen Vorgang der Projektion als eine Verlagerung unbewusster Zusammenhänge in die äußere, reale Welt. Dabei kommen, so Freud, ins Unbewusste verdrängte Elemente der eigenen Erfahrung als scheinbar genuine Eigenschaften der aktuell erfahrenen Wirklichkeit zum Ausdruck – wenn auch meist in veränderter Form: »Eine innere Wahrnehmung wird unterdrückt, und zum Ersatz kommt ihr Inhalt, nachdem er eine gewisse Entstellung erfahren hat, als Wahrnehmung von außen zu Bewusstsein.«

Afrika, so ließen sich die beiden hier anzuzeigenden Bücher von Birthe Kundrus und Dirk van Laak zusammenfassen, diente den Deutschen von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts als eine gigantische Projektionsfläche –

nicht nur ihrer Sehnsüchte, sondern eben auch ihrer Unzulänglichkeiten. Keines der beiden Bücher argumentiert mit der Kategorie des Unbewussten oder überhaupt in psychoanalytischer Absicht. Dennoch untersuchen sie beide phantasmatische Praktiken: Handlungs-, Denk- und Sprechweisen, die sich auf ein Imaginäres richteten, das nicht unmittelbar, sondern primär in Beschreibungen und Berichten, Planungen und Strategien, Vorstellungen und Träumen präsent war.

Die ältere Imperialismusforschung hat zu Recht betont, wie kurzlebig, ökonomisch sinnlos, politisch riskant und insgesamt künstlich die deutsche Imperialpolitik zwischen 1884 und 1918 gewesen sei. Die neuere, kulturgeschichtlich ausgerichtete Imperialismusforschung behauptet nun auch keineswegs das Gegenteil; vielmehr entdeckt die Kulturgeschichte, was dem auf politisch-ökonomische Vernunft oder deren Abwesenheit fixierten Blick der älteren Forschung entging: dass es nämlich für die Kolonialbegeisterung und für das Hervorbringen eines breiten kolonialen Diskurses keineswegs einer rationalen Überzeugung vom Sinn der Kolonisierung, ja nicht einmal der Kolonien selber bedurfte. Schon die Quellenlage spricht für sich: Was über die mögliche Beherrschung Afrikas vor 1884 und vor allem was nach dem Verlust der Kolonien über ihre mögliche Wiedergewinnung geschrieben, notiert und entworfen wurde, übertrifft quantitativ bei weitem jene Literatur, die in der wilhelminischen Epoche selber noch realistisch von »unseren Kolonien« reden konnte. Hinzu kommt, dass auch während der drei Jahrzehnte aktiver deutscher Kolonialpolitik der sie begleitende öffentliche Diskurs kaum von einer auf ökonomi-

## KRITIK

sche Zielsetzungen und rationale Strategien zielenden Nüchternheit geprägt wurde. Zwar wollte man, nicht zuletzt in Konkurrenz zu den erfahrenen Kolonialmächten England und Frankreich, alles besser und vor allem gründlicher als jene machen. Dabei geriet der deutsche Kolonialismus zu einem in erster Linie ideologisch-phantastischen Projekt.

Völlig zu Recht nennt Birthe Kundrus ihre Studie über »Moderne Imperialisten« im Untertitel daher »Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien«. Das Kaiserreich schuf sich in den Kolonien eine Projektionsfläche für seine eigenen kollektiven Unzulänglichkeiten. Die Sozialpolitik und die Frauenfrage, Landwirtschaft und Industrie, Erziehung, Natur und Wissenschaft, Recht und Sittlichkeit und schließlich die alles überwölbende Frage nach der Substanz der deutschen Nation – all diese Themen wurden auf die Kolonien projiziert, um sie in dieser nur halb-wirklichen und immer leicht verzerrten Welt scheinbar perfekten Lösungen zuzuführen.

Damit rückt Kundrus ein Element des Kolonialismus in den Mittelpunkt, dessen Bedeutung für »nachholende« Kolonialmächte kaum zu unterschätzen ist, für den deutschen Imperialismus bislang aber kaum näher untersucht wurde: die *therapeutische* Dimension des ganzen Unternehmens. In gewisser Weise liegt hierin eine konsequente Weiterentwicklung der Sozialimperialismusthese der 1970er Jahre, welche die Expansion als Ablenkung von innergesellschaftlichen Krisenherden deutete. Kundrus dreht diese Perspektive um und interpretiert den (transkontinentalen) Kolonialdiskurs als eine Arena der *Austragung* konkurrierender Grundanschauungen und Gesellschaftsentwür-

fe – eine Arena, die umso besser diesem Zweck dienen konnte, als sie eben nie die Gesellschaft des Kaiserreichs als Ganzes zur Disposition stellte, sondern deren Grundprobleme im halb-realen Raum des kolonialen Spiegels reflektierte. Ohne dabei die Opfer der kolonialen Gewalt zu unterschlagen, macht Kundrus so einen großen Teil der sozialpsychischen Dynamik sichtbar, von welcher der deutsche Kolonialismus lebte – und das auch noch, als es gar keine deutschen Kolonien mehr gab.

Weit über das Ende deutscher Kolonien hinaus reicht deshalb auch das zweite hier vorzustellende Buch von Dirk van Laak über »Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880–1960«. Van Laak spricht von einer »imperialen Infrastruktur«, wie sie seit 1880 auf den Reißbrettern und in den Köpfen deutscher Planer, Organisatoren und Ingenieure entworfen wurde. Im Feld der imperialen Infrastruktur verschränkten sich Politik, Wirtschaft, Technik und Raum zu einem umfassenden Erschließungsprogramm, das bis in die kleinsten Details durchdacht und durchgespielt werden konnte, bevor auch nur der erste Schritt in den wirklichen kolonialen Raum getan wurde. Obwohl nur der geringste Teil dieser Planungen realisiert wurde, bildeten sie ein zusammenhängendes Phänomen, das sich in immer neuen Varianten fortentwickelte und quer durch Kaiserreich, Weimarer Republik, Drittes Reich und Nachkriegsdeutschland Bestand hatte. Von der geographischen Vermessung und verkehrstechnischen Erschließung über die landwirtschaftliche Nutzung, ernährungstechnische Versorgung und geopolitische Integration Afrikas bis zu seiner rassen- und bevölkerungspolitischen

Neuordnung und schließlich zu Programmen seiner entwicklungspolitischen Förderung rekonstruiert van Laak einen durchgängigen Diskurs der Projektion technologischer Machbarkeit auf einen Kontinent, der selber hinter diesen Projektionen ständig zu verschwinden drohte.

In van Laaks Rückblick auf die Genealogie der imperialen Infrastruktur wird vor allem eines deutlich: wahrscheinlich haben diese, zum großen Teil nur phantasierten Erschließungsprogramme mehr zu dem beigetragen, was wir heute Globalisierung nennen, als die real- und weltpolitischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts. Oder noch deutlicher: was van Laak beschreibt, *ist* ein wesentlicher Teil der Geschichte der Globalisierung. Das wiederum wirft die Frage nach den realistischen und phantasmatischen Anteilen in dem auf, was wir heute weit- hin als unsere ›Epoche der Globalisierung‹ identifizieren. Zumindest hat man den Eindruck, als habe van Laak hier tatsächlich eine untergründige Schicht der Urgeschichte unserer Gegenwart aufgetan. Hier verschränken sich bekannte und weniger bekannte Namen wie Paul Rohrbach, Arthur Dix oder Karl Krüger und so disparate Phänomene wie Kolonialismus, Ingenieurwesen und Entwicklungshilfe zu einem das deutsche Selbstbild prägenden Globalitäts-Diskurs, in dessen Zentrum eben jener Kontinent steht, den bis heute nur die wenigsten Deutschen aus eigener Anschauung kennen. Doch hier, ebenso wie bei Kundrus, stellt sich die Erschließung Afrikas als eine Extrapolation deutscher Befindlichkeit heraus.

In der Analyse solcherart imperialer Projektionen geraten beide Bücher in den

Schnittpunkt von zwei derzeit intensiv geführten Debatten und müssen sich zwei grundlegenden Vorwürfen stellen. Der erste Einwand lautet überspitzt: Sie blenden die afrikanische Realität aus und setzen den Imperialismus geistig fort, indem sie seine projektiven und das heißt vor allem selbstbezogenen Sichtweisen, Phantasien etc. in den Mittelpunkt stellen, statt nach den Folgen für die betroffenen Menschen in Afrika zu fragen. Der zweite Einwand lautet: Sie überschätzen die tatsächliche Bedeutung und Langzeitwirkung des Imperialismus und implizieren eine Kontinuität des Imperialen bis zum Nationalsozialismus, zum Holocaust und darüber hinaus. Beide Einwände sind ernst zu nehmen. Doch machen gerade die hier vorgestellten Bücher eindringlich klar, dass sich beide Einwände im Grunde einer Verengung der Perspektiven verdanken. Denn weder bedeutet die Rekonstruktion imperialer Phantasmen eine Abkehr von der Wirklichkeit imperialer Politik noch der Verweis auf Kontinuitäten eine Reduktion geschichtlicher Zusammenhänge. Vielmehr werden zusätzliche Dimensionen des Imperialismus, seiner Geschichte und seiner Langzeitwirkungen sichtbar. Entscheidend ist, die Phänomene nicht gegeneinander auszuspielen, sondern ihre Geschichte auch über die staatspolitischen Zäsuren hinweg empirisch zu verfolgen. Nur so werden Kontinuitäten und Zusammenhänge nicht einfach behauptet, sondern kommen als Problem und Gegenstand in den Blick. Genau das ist Birthe Kundrus und Dirk van Laak mit ihren Arbeiten über koloniale Projektionen gelungen.

*Christian Geulen*

*Yad Vashem Studies, Band 32 (2004), Yad Vashem Books: Jerusalem 2004. 503 Seiten. 24.00 US \$*  
*Yad Vashem Studies, Band 33 (2005), Yad Vashem Books: Jerusalem 2005. 495 Seiten. 24.00 US \$*

»DAS letzte Kapitel« (Aly / Gerlach) des Holocausts, die Ermordung von mehr als einer halben Million ungarischer Juden im Sommer 1944, ist zum 60. Jahrestag Schwerpunkt der *Yad Vashem Studies*. Gleich sechs Beiträge sind dem Thema gewidmet. Randolph L. Braham untersucht die Rettungshilfe für die ungarischen Juden während der Verfolgung und ihre spätere Rezeption. (S. 21–57) Mehr als 600 Ungarn wurden von der Gedenkstätte Yad Vashem als »Gerechte unter den Völkern« für ihre Hilfe geehrt, die sie den Verfolgten geleistet hatten. Die Zahl der Hilfeleistenden dürfte tatsächlich weitaus höher gewesen sein. Die Mehrzahl der dokumentierten Fälle betrifft Juden aus Budapest. Nach den Gründen für diese auffällige Konzentration, die von den Forschungen zur Rettungshilfe in Deutschland bestätigt wird (auch hier sind die meisten Fälle in Berlin dokumentiert), fragt Braham nicht. Kritisch befasst er sich mit den umstrittenen Aktivitäten des zionistischen Unterstützungs- und Rettungskomitees. Rezső Kasztner (Rudolf Kastner), der Vizepräsident des Komitees, und sein Mitarbeiter Joel Brand bemühten sich verzweifelt bei verschiedenen SS-Führern aus Eichmanns Stab darum, möglichst viele Juden vor den Deportationen nach Auschwitz zu bewahren. Kasztner bot Geld und Brand diente sich der SS als Vermittler an, um mit den Westalliierten in Verhandlungen zu treten. Beide waren

nach dem Krieg heftiger Kritik ausgesetzt. Kasztner habe, so der Vorwurf, bevorzugt Freunde und Verwandte in die vermeintlich rettenden Transporte geschleust. Von dem weitergehenden Vorwurf der Kollaboration mit der SS sprach ihn das oberste israelische Gericht 1958 posthum frei – ein Jahr zuvor war Kasztner von radikalen Nationalisten erschossen worden.

Judit Molnar vergleicht die Verfolgung der Juden in zwei südungarischen Städten, in Pecs und Szeged. (S. 97–129) Dabei untersucht sie besonders die Rolle der lokalen ungarischen Verwaltung und Polizei. Während die Behörden in Pecs die von den deutschen Besatzern und der Regierung Horthy im Frühjahr 1944 erlassenen Verfolgungsmaßnahmen nur widerstrebend ausführten, entwickelte die Verwaltung in Szeged ein großes Maß an Eigeninitiative. Gestützt auf die Überlieferung der lokalen Behörden kann Molnar zeigen, welche Handlungsräume die Administration vor Ort im Prozess der Ausgrenzung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung hatte.

Drei Aufsätze befassen sich mit dem jüdisch-polnischen Verhältnis vor und während der deutschen Okkupation. Dariusz Libionka belegt durch die umfassende Auswertung der katholischen Presse der dreißiger Jahre, wie verbreitet antisemitische Stereotypen und der Wunsch nach einer »Lösung der Judenfrage« in den nationalkatholischen Kreisen Polens vor dem Zweiten Weltkrieg waren. (S. 227–267) Eine Trennung zwischen einem religiös motivierten Antijudaismus und einem modernen Rasseantisemitismus ist dabei nicht auszumachen. Wie in anderen europäischen Staaten auch, speiste sich der antisemitische Diskurs in Polen gleichermaßen aus religiösen Res-

sentiments und rassistischen Vorstellungen. Libionka beschränkt sich auf eine reine Inhaltsanalyse. Über Auflagenhöhe, Verbreitungsgrad und Rezeption der von ihm untersuchten Zeitungen und Zeitschriften erfährt man leider nichts.

Felicja Karay untersucht in einer Fallstudie das Zwangsarbeitslager der Hugo Schneider Aktiengesellschaft-Leipzig (HASAG) im zentralpolnischen Kielce. (S. 269–349) In der Granatenfabrik arbeiteten Polen und nach der Liquidation der Ghettos im Distrikt Radom 1943 auch die letzten überlebenden Juden. Das Zwangsarbeitslager unterstand dem SS- und Polizeiführer von Radom. Maßgeblichen Einfluss auf die Versorgung, die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Häftlinge hatten jedoch lokale Akteure, der Betriebsdirektor und der Werkschutz. Sie wurden von den Polen und Juden unterschiedlich beurteilt. Während die ehemaligen polnischen Zivilarbeiter in ihren Nachkriegsaussagen ein düsteres Bild von den Arbeitsbedingungen im HASAG-Werk zeichneten, betonten die jüdischen Gefangenen in ihren Erinnerungsberichten die gute Verpflegung. Den Betriebsdirektor, einen SS-Führer, bezeichneten ehemalige Häftlinge als »Vater«. Inwieweit die Beurteilungen aus den vorherigen Verfolgungserfahrungen resultieren und welche Stellung die jeweiligen Personen innerhalb der Häftlingsgesellschaft im Lager hatten, diskutiert Karay nur unzureichend. Die Frage, warum die Zwangsarbeitslager im Distrikt Radom nicht wie die anderen Lager im Generalgouvernement im Herbst 1943 aufgelöst wurden, stellt Karay nicht.

Die Befreiung von knapp 400 Juden aus dem Lager Gesiowka in den ersten Tagen des Warschauer Aufstands be-

schreibt Edward Kossoy. (S. 323–350) Das Lager wurde im Sommer 1943 als Konzentrationslager Warschau auf dem ehemaligen Ghetto-Gelände errichtet und im Mai 1944 als »Arbeitslager Warschau« Majdanek unterstellt. Die Mehrheit der Häftlinge waren griechische und ab dem Frühsommer 1944 dann ungarische Juden, die aus Auschwitz deportiert wurden. Polnische Juden befanden sich kaum unter den Häftlingen, die zum Abriss des zerstörten Ghettos eingesetzt wurden. Ende Juli trieb die SS die Mehrheit der Gefangenen auf einen Evakuierungsmarsch nach Westen. Ein Pfadfinderbataillon der Heimatarmee befreite die zu Aufräumarbeiten im Lager verbliebenen Häftlinge am 5. August 1944. Aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse, fehlender militärischer Ausbildung und Ausrüstung konnte sich nur ein Teil der Gefangenen der Heimatarmee anschließen. Kossoy rekonstruiert anhand von Nachkriegsberichten das Schicksal einiger Häftlinge, die ihre jüdische Herkunft verschleiern mussten, um in der deutschen Gefangenschaft zu überleben. Angehörige der Einheit, die das Lager 1944 befreiten, wurden 2003 vom israelischen Botschafter in Polen geehrt. Neun Jahre zuvor, zum 50. Jahrestag der Befreiung, gab es in Polen eine Debatte über Antisemitismus in der Heimatarmee. Dabei wurde auch über die Ermordung von befreiten Häftlingen aus dem Lager Gesiowka durch Soldaten der Heimatarmee heftig gestritten. Die Diskussion erwähnt Kossoy nicht; ihm geht es um die Würdigung der an der Befreiung beteiligten Pfadfindereinheit und der im Warschauer Aufstand kämpfenden Juden.

Beiträge zu den Warschauer Juden bilden auch den Schwerpunkt in der aktuellen Ausgabe der *Yad Vashem Studies*. Havi

## KRITIK

Ben-Sasson und Lea Preiss veröffentlichen Auszüge aus dem Tagebuch von Abraham Lewin, einem führenden Mitarbeiter der Jüdischen Sozialen Selbsthilfe und des Ghettoarchivs Oneg Shabbat. (S. 7–60) Die Abschnitte, die bislang als verschollen galten, dokumentieren die Zeit von Mai bis Juli 1942, die letzten Wochen vor dem Beginn der Ghettoliquidation.

Mit dem Tagebuch von Pnina Weiss, der Ehefrau von Abraham Weiss, einem frühen Mitglied des Warschauer Judenrats, macht Esther Farbstein eine Quelle zugänglich, die einen Eindruck vom Alltag der Warschauer Juden in den ersten Monaten der deutschen Okkupation vermittelt. (S. 61–99) Die Eheleute Weiss konnten Polen im April 1940 verlassen, ein halbes Jahr bevor das Warschauer Ghetto errichtet wurde.

Die Rolle des Jüdischen Militärverbands (Zydowski Zwiasek Wojskowy = ZZW) im Warschauer Ghettoaufstand beleuchtet Moshe Arens. Der rechtszionistische ZZW, dem einige ehemalige Offiziere der polnischen Armee angehörten, stand lange im Schatten der Jüdischen Kampforganisation (Zydowska Organizacja Bojowa = ZOB), die unter Führung von Mordechaj Anielewicz ein breites Spektrum von den Bundisten bis zu den Linkszionisten vereinigte. Arens zeigt anhand von Erinnerungsberichten und dem Stroop-Report, an welchen Widerstandsaktivitäten der ZZW während der Ghettorevolte im Frühjahr 1943 beteiligt war. Die Ermittlungsakten deutscher Staatsanwaltschaften, die mehrere den Warschauer Ghettoaufstand betreffende Verfahren geführt hatten, wertet Arens nicht aus. Sein Anliegen ist es, den ZZW, dessen Mitglieder und militärische Leistungen zu würdigen. Ein Ärgernis ist

Arens Begrifflichkeit. Die »Trawniki-Männer«, einem unter sowjetischen Kriegsgefangenen rekrutierten Hilfsverband der SS, bezeichnet Arens durchgehend als »Ukrainer«.

Mit weiteren Beiträgen zu autobiographischen Zeugnissen von Überlebenden, den Anfängen der Holocaustforschung in Israel und einer vergleichenden Lokalstudie zur Judenvernichtung in zwei Städten in Ostgalizien und Wolynien werden die Yad Vashem Studies einmal mehr ihrem Anspruch gerecht, eines der führenden Publikationsorgane der Holocaustforschung zu sein.

*Andreas Mix*

---

*Maria Fritsche, Entziehungen. Österreichische Deserteure und Selbstverstümmelter in der Deutschen Wehrmacht, Böhlau Verlag: Wien 2004. 284 Seiten. 35€*

**T**ROTZ der inzwischen mannigfaltigen kritischen Forschungsliteratur zur NS-Militärjustiz kann nicht von einer ausreichenden wissenschaftlichen Durchdringung des Themas gesprochen werden. Es fehlen nicht nur Untersuchungen zur Tätigkeit der NS-Kriegsgerichte zwischen Mai 1945 und ihrer Auflösung im Juni 1946 sondern zum Beispiel auch Untersuchungen zur Rolle der Kriegsgerichte in einigen im Zweiten Weltkrieg besetzten Regionen. Seit einigen Jahren zeichnet sich für Österreich eine Aufarbeitung des Themas ab. Hierzu ist auch die Arbeit Maria Fritsches zu rechnen.

Unter »Entziehung« versteht Fritsche Handlungen von Soldaten, die darauf

abzielten, sich der Wehrmacht für einen längeren Zeitraum oder auf Dauer zu entziehen, wie beispielsweise Fahnenflucht und Überlaufen zum Kriegsgegner. Unter »versteckter Desertion« (S. 12) berücksichtigt Fritsche auch Selbstverstümmelungen und Suizide. Damit entgeht sie einer rein juristisch begründeten Einengung auf Fahnenflucht. Es ist aber nicht nachvollziehbar, warum sie Kriegsdienstverweigerer nicht mit erfasst: Die Begründung, dass es sich »um Zivilisten handelte, die anders als Deserteure den Dienst von vorneherein ablehnten« (S. 12) ist insofern nicht stichhaltig, weil der Einberufungsbescheid auch den Wehrpflichtigen der militärischen Hierarchie unterstellte. Und sich standhaft verweigernde Wehrpflichtige wurden von den Kriegsgesichten wie Selbstverstümmler (§ 5 Abs. 1 Nr. 3 KSSVO) strafverfolgt. Denn sie wollten sich dem Wehrdienst dauerhaft entziehen und taten dies zum Teil auch sehr konsequent. Das Konzept der Entziehung ist wegweisend für kommende Untersuchungen, die die Handlungsweisen von kriegsdienstunwilligen Soldaten in ihrer Differenzierung nachvollziehen möchten. Zu den Stärken des Buches gehört auch der differenzierte Umgang mit den NS-Akten: Diese geben in aller Regel nur Auskunft über missglückte Desertionen (S. 23) und sind vor dem Hintergrund der politisch aufgeladenen Rechtsprechung der Militärjustiz (S. 106 f. und 112 ff.) zudem für die Rekonstruktion der Realgeschichte nur bedingt tauglich. Die Einbeziehung von Zeitzeugen kann hier ein Gegengewicht schaffen. (S. 16)

Diese Überlegungen haben sich in der detailreichen und differenzierten Darstellung Maria Fritsches durchaus bewährt. Sie kommt zu dem Schluss, dass es kei-

nen typischen Deserteur gegeben habe, (S. 26) da es so viele Motivationen zur Desertion wie Deserteure gab. (S. 44 und 213) Fritsche versucht trotzdem Motivationsgruppen zu bilden, und unterscheidet zwischen politischen, religiösen oder pazifistischen Motiven (S. 32 ff.), persönlichen Gründen (S. 34 ff.) und schließlich »Spontanentscheidungen« (S. 36 ff.). Diese Kategorisierung bringt Überschneidungen mit sich: Wo soll beispielsweise Otto Schimek einsortiert werden, der nach mehrfacher persönlicher Zeugenschaft von extralegalen Erschießungen floh? Fritsche führt den Fall unter »persönlichen Gründen« auf. (S. 35) Wäre er nicht auch bei »Spontanentscheidungen« richtig, oder bei »politischen Motiven«? Ähnliches gilt für die Desertionen, bei der Fritsche neben dem Ort, der Art der Desertion (S. 44 ff.) und der sozialen Einbindung (S. 71 ff.) auch dem Zufall Rechnung trägt. (S. 213)

Fritsche meint, dass eigene fehlende militärische Erfahrungen aufgrund der größeren Distanz eine Chance auf innovativen und differenzierten Umgang mit der Materie böten. (S. 9) Jedoch befreit dies nicht davon, die Strukturen der Gesellschaft, der Wehrmacht, der Wehrmachtjustiz etc. genau zu kennen. So behauptet Maria Fritsche beispielsweise, dass Deserteure in erster Linie nicht wegen eines Verstoßes gegen das Militärrecht verfolgt worden seien, sondern weil sie aus Sicht der Militärjustiz »den Zusammenhalt der deutschen »Volksgemeinschaft« (und damit auch der Truppe) gefährdet« hätten. (S. 91 f.) Eine Analyse der Funktion der Militärjustiz für die Wehrmacht und der Wehrmacht für den NS-Staat hätte Klarheit schaffen können: Während der Wehrmacht eine Rolle als

Schule der Nation zgedacht war, sollte die Militärjustiz die Manneszucht und damit die Kampfkraft der Wehrmacht verteidigen. Darauf war das militärische Strafrecht ausgerichtet. Die Untergrabung der Manneszucht der Wehrmacht durch Desertion war so ein Verstoß gegen militärisches NS-Strafrecht geworden. Die Militärjustiz war integraler Bestandteil der Wehrmacht: Bei der einschlägigen Normenfestsetzung kooperierte nicht etwa die Justiz mit der Wehrmacht (S. 91, ähnlich S. 98), vielmehr setzte sich zum Beispiel bei dem Thema Wehrkraftzersetzung das Oberkommando der Wehrmacht gegen das Justizministerium durch. In der (Nicht-)Aufarbeitung dieser Strukturen liegt die größte Schwäche des Buches. Dagegen sind Ungenauigkeit bezüglich des materiellen Strafrechts sicherlich nur im Detail von Bedeutung. Positiv anzumerken bleibt, dass Maria Fritsche Standgerichte als Teil der Militärjustiz behandelt und auf den ausdifferenzierten Strafvollzug eingeht. (S. 98 ff., 104 ff., S. 119–151)

Im Kapitel VI behandelt sie Feindbilder und Vorurteile gegenüber Deserteuren, die auch aus den Diskussionen in Deutschland bekannt sind und die Fritsche angemessen dar- und widerlegt, indem sie zum Beispiel auf das Fortwirken nationalsozialistischer Ideologeme hinweist. (S. 154 ff.)

Über die Stellung der Deserteure in Österreich nach 1945 (S. 171–211) schreibt die Autorin, dass ihre Rehabilitation und Entschädigung sich an jener in Deutschland orientierte. Die knapp 60-jährige Verweigerung der Anerkennung des Leides der Opfer der NS-Militärjustiz war auch für Österreich prägend. Jedoch findet sich in Österreich ein Span-

nungsverhältnis zwischen unkritischem Bezug auf die Wehrmachtsvergangenheit durch beispielsweise Veteranen einerseits und andererseits der Behauptung, dass Österreich das erste Opfer der deutschen Hegemonie gewesen sei. (S. 204 ff.) Für nichtösterreichische LeserInnen wäre eine genauere Darstellung dieses Spannungsverhältnisses interessant gewesen.

Trotz meiner Kritik gibt das Buch von Maria Fritsche insgesamt einen guten und kenntnisreichen Überblick, auch wenn noch weiterer Forschungsbedarf deutlich wird.

*Albrecht Kirschner*

---

*Klaus Tenfelde/Hans Christoph Seidel (Hg.), Zwangsarbeit im Bergwerk. Der Arbeitseinsatz im Kohlenbergbau des Deutschen Reiches und der besetzten Gebiete im Ersten und Zweiten Weltkrieg, 2 Bde, Klartext: Essen 2005. 638 + 976 Seiten. 45,00€*

ZWANZIG Jahre nach Ulrich Herberths Pionierleistung setzt das Bochumer Institut für soziale Bewegungen noch nicht den Schluss-, wohl aber einen Markstein in der kaum mehr zu überblickenden Zwangsarbeiterforschung. Mit der zweibändigen Aufsatz- und Quellensammlung *Zwangsarbeit im Bergwerk* liegt nun der vorläufige Abschlussbericht des Großprojektes »Zwangsarbeit im deutschen Kohlenbergbau (ZIB)« vor.

Das Ergebnis ist beachtlich. 18 Beiträge, die Einleitung nicht eingerechnet, 405 Dokumente, englische *Abstracts* und eine Auswahlbibliographie erstrecken sich auf über 1.600 Seiten. Ziel ist die umfassende Ausbreitung und Analyse des For-

schungsgegenstandes in zeitlicher wie in räumlicher Hinsicht. An die Stelle der üblichen Fixierung auf das Ruhrgebiet tritt eine in Parallelmontage vorgenommene Untersuchung der Stein- und Braunkohlenreviere im deutschen Machtbereich, die auch mittelgroße und randständige Bergbezirke wie Aachen, Sachsen und Niederschlesien beleuchtet. Darüber hinaus wird der bislang ein substantielles Desiderat darstellende Arbeitseinsatz in den besetzten Gebieten Europas eingehend beleuchtet. Dies unterstreicht das komparative Anliegen. Der methodisch konzentrierte Blick auf eine klar umrissene Branche ermöglicht neben der vergleichenden Analyse aber auch die Erarbeitung generalisierbarer Merkmale der Zwangsarbeit in einem zentralen Wirtschaftssektor, die über regionale und unternehmensspezifische Ausprägungen hinausgreift und sich von den Forschungsschwerpunkten der letzten Jahre erkennbar absetzt.

Fluchtpunkt ist dennoch der Ruhrbergbau. In dem mit Abstand größten Revier befanden sich auf dem Höhepunkt des »Ausländereinsatzes« im Sommer 1944 mehr als ein Viertel aller auf deutschen Zechen angelegten ausländischen Zivilarbeiter und Kriegsgefangenen. Entsprechend widmet sich diesem Komplex der umfangreichste Aufsatz. In seinem vorbildlich strukturierten, fast monographischen Beitrag legt Seidel ebenso nüchtern wie präzise die Entwicklung des »Ausländereinsatzes« dar, die Zusammensetzung der verschiedenen Zivilarbeiter- und Gefangenen-Gruppen, die Kooperation der deutschen Akteure aus Arbeitsverwaltung, Sicherheitsbehörden, Verbänden und Unternehmen sowie die Praxis des Arbeitseinsatzes aus unternehmerischer Sicht und aus der Perspektive der Betroffenen. Un-

ter diesen Oberkategorien geht Seidel systematisch und empirisch dicht Fragen nach, die in den übrigen Beiträgen immer wieder aufgeworfen werden: den Präferenzen der Zechen hinsichtlich Umfang und Zusammensetzung ihrer Belegschaften, der »Leistungsernährung« mit dem inhärenten Widerspruch zwischen Anforderungen und physischer Befähigung, den Leistungsniveaus und den Bemühungen der Betriebsleitungen um Produktivitätssteigerung, der körperlichen Gewalt als gezielte Sanktionsstrategie und als entgrenzte Brutalität deutscher Bergleute.

Die weiteren dem Reichseinsatz gewidmeten Aufsätze reflektieren diese exemplarisch formulierte Fragestellungen und Ergebnisse und interagieren somit in fruchtbarer Weise. Das Resultat ist ein zugleich vielschichtiges und homogenes Bild: Der Einsatz ausländischer Arbeiter erfolgte keineswegs synchron und auf breiter Front unmittelbar nach Kriegsbeginn. Vielmehr richtete sich die Beschäftigung von Ausländern zunächst nach so unterschiedlichen Gesichtspunkten wie der Integrierbarkeit in die Arbeitsabläufe, dem regional divergierenden Bedarf an Fachpersonal und Erwartungen eines baldigen Kriegsendes. Mit der Verminderung der deutschen Stammkräfte im Laufe des Krieges nivellierten sich diese Positionen. Zur Aufrechterhaltung der Produktion führte in keinem Revier ein Weg am massiven Ausländereinsatz vorbei. Allerdings variierten die Zusammensetzungen der Belegschaften partiell. So nutzten mitteldeutsche Braun- und ostoberschlesische Steinkohlengruben auch den im Bergbau unüblichen Einsatz von KZ-Häftlingen.

In der Behandlung der ausländischen Arbeiter differierten die Reviere nur graduell. Dies war zuvorderst dem staatlich

gesteckten Rahmen geschuldet, der den Ausländereinsatz in den Kontext der NS-Rassenpolitik stellte. Diese Vorgaben stießen regelmäßig auf rassistische Prädispositionen der Verantwortlichen in den Betrieben sowie auf klare Prioritäten zugunsten der maximalen Ausnutzung der Arbeitskräfte. Entsprechend wurden die ab 1941/42 meist gegen ihren Willen eingesetzten Ausländer »rassisch« gestaffelt rigiden Beschränkungen und Zwängen unterworfen, welche die aus den sowjetischen und polnischen Gebieten stammende Mehrheit der Männer und Frauen am härtesten trafen. Gewisse Verbesserungen ergaben die in den großen Abbaugebieten unternommenen Anlernbemühungen zur Leistungshebung mit entsprechenden Ernährungszulagen, gingen jedoch in der Regel auf Kosten der leistungsschwächeren Arbeiter. In den kleineren Revieren wurden derartige Strategien meist für zu aufwendig und kostenintensiv befunden. Für den Kohlenbergbau im Reich lässt sich im Zusammenklang der Einzelstudien feststellen, dass die vorhandenen Gestaltungsräume im Regelfall zu Lasten der »Fremdarbeiter« ausgestaltet oder schlicht nicht genutzt wurden.

Die Beiträge zum Zwangsarbeiter-einsatz in den besetzten Gebieten kommen zu vergleichbaren Aussagen, setzen jedoch andere Akzente. In Frankreich und Benelux hatten die Bergbauunternehmen mehr Möglichkeiten zur Vermeidung von Einstellungen von Arbeitskräften aus Drittländern und zum Erhalt ihrer Stammbeschaften. Darüber hinaus kam es den sowjetischen Arbeitern oft zugute, in einer weniger feindseligen Arbeits- und Lebensumgebung eingesetzt zu sein als dies im Reich der Fall war, wie Nathalie Piquet darlegt. Tanja Pentz

wirft die terminologisch wichtige Frage auf, inwieweit für die besetzten Ostgebiete von Zwangsarbeit zu sprechen ist. Die Mehrzahl der in der Ukraine eingesetzten Bergleute wurde nicht deportiert und verblieb somit in ihren gewohnten sozialen Netzwerken. Dies eröffnete größere Chancen, sich der Arbeitspflicht durch Flucht zu entziehen. Andererseits fielen die Sanktionen ungleich schärfer aus als im Reich, wie auch sonst die materiellen Verhältnisse im Osten jene in Deutschland an Härte noch übertrafen. Ferner bedeutete die Verknüpfung von Arbeitseinsatz und NS-Volkstumspolitik eine zusätzliche Verschärfung der Lebens- und Arbeitsbedingungen vor Ort.

Insgesamt ergeben die Einzelstudien ein umfassendes und differenziertes Panorama mit regionaler Tiefenschärfe. Gleiches lässt sich von der angestrebten diachronen Dimension des Doppelbandes nicht sagen: Die im Untertitel implizierte gleichwertige Behandlung des Arbeitseinsatzes im Ersten Weltkrieg bleibt leider aus. Ganze 37 Seiten im Aufsatzteil und sechs von 405 Dokumenten widmen sich den Jahren 1914–1918. Sinnvoller wäre es daher gewesen, hätten die Herausgeber die entsprechenden Kapitel als Prolog für den quantitativ erheblicheren, in seiner mörderischen Qualität herausgehobenen Zwangsarbeitereinsatz des Zweiten Weltkrieges ausgewiesen, eben als »Hintergrund an Erfahrungen«. (Bd. 2, S.85)

Dem Wert des Sammelbandes tut dies aber kaum Abbruch. Die Aufsätze stellen den *state of the art* der Zwangsarbeiterforschung dar und werden durch den voluminösen Quellenband sinnvoll ergänzt, wengleich sich dieser auf die Täterseite beschränkt und Erfahrungsberichte von Zwangsarbeitern ausklammert. Die Do-

kumente bilden eine reichhaltige Fundgrube für Seminar- wie Forschungsarbeiten und sind durch detaillierte Regesten und Indices hervorragend erschlossen. Die sichtbare Lücke, die der »großdeutsche« Bergbau in der Literatur zur Zwangsarbeit bislang darstellte, verspricht, durch die Ergebnisse des ZIB-Projektes angemessen geschlossen zu werden.

*Kim Priemel*

---

*Matthias Steinbach, Universitätserfahrung Ost. DDR-Hochschullehrer im Gespräch, unter Mitarbeit von Michael Ploenus, Verlag Dr. Bussert & Schneider: Jena 2005. 333 Seiten. 24,90 €*

**N**EUN Jenaer Universitätsprofessoren, zumeist Geisteswissenschaftler, zwischen 1921 und 1931 geboren, stellen sich dem Neuzeithistoriker Matthias Steinbach, einem Spezialisten für Wissenschaftsgeschichte, zum Gespräch. Die Interviews sind zwar nicht streng strukturiert, aber doch auf biographische und vor allem berufliche Erfahrungswerte hin orientiert. Diese Erfahrungswerte sollen, so Steinbach, »Einblicke in eine Alltagsgeschichte der DDR-Wissenschaft in ihrer Verzahnung mit Politik und Gesellschaft« bieten. (S. 10)

Die Interviewpartner sind der Chemiker Günther Drefahl, der Theologe Klaus-Peter Hertzsch, der Pädagoge Rudolf Menzel, der Germanist Hans Richter, der Historiker Peter Schäfer, der Slawist Gerhard Schaumann, der Amerikanist Karl-Heinz Schönfelder, der Sportwissenschaftler und Historiker Willi Schröder und der

Kunsthistoriker Bernhard Wächter. Die Befragten gehörten, so heißt es im Vorwort, in der DDR »weder zur kulturellen Prominenz noch zu Kreisen der hohen Politik.« (S. 10) Doch Günther Drefahl war als Rektor der Universität Jena von 1962 bis 1968, als Präsident des Friedensrates der DDR und als Vizepräsident des (sowjetisch inspirierten) Weltfriedensrates gewiß prominent. Auch war etwa Karl-Heinz Schönfelder in seinem Fach international durchaus sehr bekannt. Alle, mit Ausnahme Menzels und Schäfers, waren in der DDR Professoren an der Universität Jena; Menzel wurde dies, nach zeitweiliger beruflicher Maßregelung, 1970 an der Technischen Hochschule Magdeburg, Schäfer erhielt erst nach der »Wende« eine Professur für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Geschichte Nordamerikas.

Die soziale Herkunft der Gelehrten ist sehr unterschiedlich. Sie reicht vom Bildungsbürgertum, dem Hertzsch und Wächter entstammten, bis zur 15-köpfigen Familie eines schlesischen Steinsetzers, in die Menzel hinein geboren wurde. »Das war gewiß kein Milieu, aus dem in der Weimarer Zeit Professoren oder auch nur Volksschullehrer kamen«, so Menzel. (S. 70)

Alle erlebten die Nazidiktatur, keiner erlag, jedenfalls nicht auf Dauer, der »Herrenmenschen«-Ideologie. Zumal für Peter Schäfer, dessen Mutter Jüdin war, bedeutete der 8. Mai 1945 eine »im echten Sinne des Wortes« Befreiung. (S. 162) Bewegend schildert Hans Richter, wie er als 16-jähriger in das letzte Aufgebot des »Führers« gepresst wurde. Die Vertreibung aus Böhmen erschütterte ihn tief, wurde aber schließlich zu einer Grundlage der intensiven Beschäftigung mit dem Werk Franz Fühmanns, der diese Problematik ein Leben lang literarisch reflektierte.

## KRITIK

Keiner der befragten Professoren verleugnet sein Leben in der DDR. Dabei sind die Akzente durchaus unterschiedlich gesetzt. So hat der Chemiker Drefahl in der DDR sicher mehr an hochschulpolitischen Entscheidungen aktiv mit durchgesetzt, als er heute bestätigt. Der Theologe Hertzsch sagt, die »Abwicklung« ganzer Fachbereiche hatten die Theologen ab 1990 »nicht als sehr dramatisch mitbekommen«, muss dann aber einräumen, dass auch Theologiedozenten durch die »Evaluation« für überflüssig erklärt, entlassen und brotlos wurden. (S. 67)

Auch im Abstand von 15 Jahren zeigt sich: Der erzwungene Abbruch so vieler Wissenschaftler-Biographien und Arbeitsprojekte hat im Urteil der Beteiligten tiefe Spuren hinterlassen. Die Verluste wiegen schwerer als die Gewinne, ist die Meinung der meisten Interviewpartner. Karl-Heinz Schönfelder, obgleich 1988 emeritiert, wollte nach den »demütigenden Evaluierungen [...] mit dieser Universität nichts mehr zu tun haben« und vernichtete all seine Aufzeichnungen, was er später bedauerte. (S. 245) Hans Richter bekannte, die Jenaer Universität sei ihm nach der 1945 erzwungenen Umsiedlung zur Heimat geworden, doch: »Diese Heimat, auch diese Heimat, ist mir verloren gegangen.« (S. 159) Bernhard Wächter ist sich sicher, dass sein immenses Engagement in der studentischen Ausbildung (das der Rezensent gern bezeugt) schwerer wiegt als sein Einverständnis der Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit. Es ging, dies erscheint glaubhaft, allen Befragten darum, unter den Bedingungen einer reglementierten Ordnung wissenschaftliche Freiräume zu schaffen sowie zu erhalten und Studenten die Lust an wissenschaftlicher Er-

kenntnis zu vermitteln. Keiner der Hochschullehrer kommt auf den Gedanken, die DDR, die durchaus kritisch bewertet wird, mit dem »Dritten Reich« zu vergleichen oder gar gleichzusetzen. Angenehm fällt auf, dass notwendige Kritik und Selbstkritik nie in Selbstbeziehung, Denunzierung anderer oder in weinerliche Selbstbespiegelung abgleiten.

Fazit: Zu einer sachlichen Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Erbe der DDR leistet dieses Buch einen wichtigen Beitrag.

Mario Kessler

---

*Friedrich-Ebert-Stiftung/Institut für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn (Hg.), Die Siebzigerjahre. Gesellschaftliche Entwicklungen in Deutschland, J. H. W. Dietz Nachf.: Bonn 2004 (Archiv für Sozialgeschichte, Band 44). XVI + 735 Seiten. 68,00 €*

VOR zehn Jahren etwa, als die deutsche Zeitgeschichtsschreibung damit begann, sich mit den 60er Jahren zu beschäftigen, reagierte sie damit auch auf eine Interpretationslücke, die zwischen den wissenschaftlich gerade eben erst ausgeleuchteten 50er Jahren und dem streitgeschichtlichen Fokus auf die 68er-Revolution entstanden war. Viele jener Fragestellungen, die aus der Beschäftigung mit den 50ern entstanden, wurden gleichsam in die nachfolgende Dekade verlängert und hinsichtlich ihrer Reichweite überprüft. Heute gilt im Prinzip Ähnliches. Auch die 70er Jahre scheinen gleichsam von

hinten, vom deutschen Herbst her, aufgerollt zu werden. Und erneut dienen die Jahre 1967/68 als bevorzugte, nunmehr vorgelagerte Fixpunkte: Wer von Baader in Stammheim spricht, soll von Dutsche in Frankfurt nicht schweigen, heißt es. Soweit, so gut. Allein, was liegt dazwischen? Und was taten all die anderen?

Dem »bewaffneten Kampf« widmet sich nur ein einziger der insgesamt 16 Beiträge dieser »ersten umfassenden historischen Untersuchung« der 70er Jahre (Verlagstext), wobei sich Klaus Weinbauers Analyse gerade nicht in einer binnenperspektivischen »Geschichte der RAF« erschöpft. Weinbauer plädiert vielmehr für eine »Sozial- und Kulturgeschichte der Inneren Sicherheit«, die sich von der Fixierung auf den Terrorismus befreit und stattdessen die »hohe Interaktionsdichte zwischen Staat und Gesellschaft« in ihrer für die 70er Jahre so charakteristischen Breite und Konflikträchtigkeit problematisiert. (S. 242) Mit der Polizeireform und ihren Folgen beleuchten Thomas Kleinknecht und Michael Sturm gewissermaßen einen Teilaspekt dieser Geschichte. Das Gros der Beiträge bilden Fallstudien politisch links geprägter Gruppen und Milieus. So findet man Mikrostudien, wie Detlef Siegfrieds differenzierenden Blick auf das Innenleben von WGs, Jugendzentren und K-Gruppen oder Wolfgang Kraushaars Beitrag zur Frankfurter Sponti-Szene, der aber letztlich, gerade im Vergleich zu Siegfried, über weite Strecken Prominentengeschichte bleibt. Auch Gisela Notz' Beitrag zu den autonomen Frauenbewegungen verharrt zumeist in dieser Perspektive. Der Blüte und dem Niedergang linker Literaturproduktion und Leserschaft widmet sich Adelheid von Saldern.

Zu den interessantesten Texten gehören bezeichnenderweise solche Untersuchungen, deren Fokus nicht unmittelbar auf den linken Mikrokosmos gerichtet ist. Franz-Werner Kersting beispielsweise arbeitet heraus, wie irritiert Psychiatriereformer der 50er und 60er Jahre waren, als man sie Anfang der 70er Jahre mit »Euthanasie«-Gutachtern verglich: »Ihre ursprünglich liberale Grundhaltung nahm Schaden – zugunsten einer pauschalen Abwehrhaltung gegenüber allem, was als '68 und ›links‹ eingestuft wurde.« Diesen »68er-Schock teilten sie mit vielen anderen aus der älteren »skeptischen« Nachkriegsgeneration« (S. 291). Ein ähnliches Aufeinandertreffen von Beharrungskräften, gemäßigttem Reformwillen und radikaler Kritik beschreibt Benjamin Ziemann mit Blick auf den westdeutschen Katholizismus. Wolfgang Schroeder wiederum verbindet die Analyse sozio-ökonomischer, personeller und programmatischer Bedingungsfaktoren gewerkschaftlicher Politik mit der Verortung der Gewerkschaften im Spannungsfeld zwischen sozialliberalem Regierungshandeln, Arbeitgeberpolitik und Neuer Linken. Auch Anja Krunke setzt ihren Untersuchungsgegenstand, die »Meinungsforschung als Instrument von Parteien und Medien«, in Beziehung zu gesamtgesellschaftlich wirksamen Phänomenen wie Politisierung, Medialisierung und Verwissenschaftlichung. Der Frage schließlich, ob von einer »Demokratisierung durch Verwissenschaftlichung« gesprochen werden kann, geht Ruth Rosenberger nach. Rosenberger, die sich übrigens als einzige ausführlicher mit den Fallstricken des Demokratisierungsbegriffs auseinandersetzt, untersucht »betriebliche Humanexperten als Akteure des Wandels der betrieblichen Sozialordnung«.

Laut Titel untersucht der Band »gesellschaftliche Entwicklungen«. Dies ist insofern nicht ganz korrekt, als sich einige Autoren mit mehr oder minder klassisch politikgeschichtlichen Fragen beschäftigen. Frank Fischer zum Beispiel, der das »Verhältnis zwischen Innen- und Außenpolitik« von 1969 bis 1982 studiert, oder auch Gottfried Niedhard und Oliver Bange in ihrem auch auf englisch- und französischsprachige Quellen rekurrierenden Beitrag zur Ostpolitik. Auch in Dietmar Süß' überzeugendem Juso-Artikel und – was mir problematischer erscheint – in Bernd Faulenbachs abwägend-bejahender Antwort auf die Frage, ob die 70er Jahre als »sozialdemokratisches Jahrzehnt« anzusehen seien, ist dann doch ungleich weniger von sozialen und ökonomischen Entwicklungen als von Parteipolitik und ›Großen Männern‹ die Rede. Faulenbach schreibt gleich zu Beginn seiner Einleitung, dass »viele dafür« spreche, die Geschichte der 70er Jahre »aus ihrem Zentrum heraus zu schreiben«, und im »politischen Zentrum« stehe nun mal die Sozialdemokratie. (S. 1)

Sicherlich, wer in den 70er Jahren politisch handelte oder Stellung bezog, kam um die SPD und die in ihr vertretenen Positionen nur schwer herum. Andererseits stellt sich die Frage, ob nicht ein Ansatz, der die Geschichte eines Jahrzehnts um ein parteipolitisch definiertes ›Zentrum‹ herum gruppiert, mehr Probleme verdeckt als er zu lösen vermag. Angenommen, ich nehme die allenthalben erhobene Forderung nach transnationalen Fragestellungen ernst: Hilft mir die Erzählung vom ›sozialdemokratischen Jahrzehnt‹, wenn ich weltweit anzutreffende Phänomene wie Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit, Entspan-

nung und Neuen Kalten Krieg als Teil der westdeutschen Geschichte angemessen würdigen oder die Bundesrepublik mit anderen Staaten vergleichen will? Ähnlich offensichtlich erscheinen die Schwächen des Ansatzes, wenn man sich vergegenwärtigt, dass hinter dem, was Faulenbach als »in erheblichem Maße sozialdemokratisch akzentuierten Aufbruch« bezeichnet (S. 34), ungemein vielfältige politische und gesellschaftliche Auseinandersetzungen standen, die sich nur sehr bedingt mithilfe parteipolitischer Konfliktlinien fassen lassen.

Axel Schildts einsamer, am Ende des Bandes platzierter Beitrag zur »konservativen Tendenzwende« erinnert daran: Wer vom ›linken Aufbruch‹ spricht, sollte von der etwas später einsetzenden »konservative[n] Rekonstruktion« (S. 449) ebenso wenig schweigen, wie von den Allparteienkoalitionen, die sich beispielsweise im Bereich der inneren Sicherheit zusammenfanden. In diesem weiter gefassten Zusammenhang könnten dann auch der Autoritarismus und die obrigkeitstaatlichen Überhänge innerhalb der Linken selbst angemessen problematisiert werden. Problematisch ist nicht zuletzt auch die mangelnde Vereinbarkeit des Ansatzes mit einem ›Blick von unten‹: Wie sinnvoll ist das Label ›sozialdemokratisch‹, wenn mein Interesse den Lebensweisen und -normen oder dem Alltag gilt? Wie viel SPD steckt wohl in der Disco-Welle? Dies ist vielleicht der schwerwiegendste blinde Fleck. Denn wie kann man mit Blick auf die 70er Jahre guten Gewissens von ›gesellschaftlicher Demokratisierung‹ sprechen, wenn im Gros der bis dato vorliegenden Untersuchungen der Demos nur am Rande vorkommt?

*Dominik Rigoll*

---

## Annotationen

*Stephanie Coontz, Marriage, a History. How Love Conquered Marriage. Penguin: London 2005. xvi + 432 Seiten (Paperback). 16,00 US\$*

Die feministische Historikerin Stephanie Coontz ist eine der ausgesprochensten Kritikerinnen des neokonservativen Familiendenkens in den USA. Sehr bekannt wurde sie mit ihrem Buch *The Way We Never Were: American Families and the Nostalgia Trap* (1992), das ihr unter anderem die offene Feindschaft des einflussreichen Konservativen Pat Buchanan einbrachte. Ihr neueste Studie ist, wie auch ihre vorigen Bücher sehr gut geschrieben und auf eine umfangreiche Lektüre der Sekundärliteratur gestützt. Coontz befasst sich mit der Sozialgeschichte der Ehe und versucht unter anderem zu zeigen, dass die Heirat aus Liebe, wobei die Partner sich frei wählen (ohne starke Einflussnahme der Verwandtschaft) in den Vereinigten Staaten und Europa erst in der Nachkriegszeit zu einer Massenerscheinung geworden ist, die aber schon bald Risse zeigte und zu der gegenwärtigen gesellschaftlichen »Ehekrise« führte.

M. v. d. L

*Wolfgang Benz/Barbara Diestel (Hg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Band 1: Die Organisation des Terrors, C. H. Beck Verlag: München 2005. 395 Seiten. 59,90 €*

Der erste Band des Reihenwerks bietet einen Überblick über die bisherige Forschung zu Struktur und System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. 23 renommierte Forscher fassen auf je etwa 15 Seiten den aktuellen Stand der Debatte zu unterschiedlichen Kernbereichen der geschichtswissenschaftlichen Untersuchung der Konzentrationslager (Bewachungspersonal, Häftlingsgesellschaft, Medizinische Experimente, Zwangsarbeit etc.) zusammen. Die Auswahl der Themen ist zwar nicht in allen Punkten nachvollziehbar, aber insgesamt wird ein breites Spektrum an Fragen abgedeckt. Entsprechend des Ansatzes wird im Band wenig Neues präsentiert, sondern die Autoren geben in der Mehrzahl eine knappe Zusammenfassung des Forschungsstandes. Dies geschieht aber durchweg auf höchstem und gut lesbarem Niveau. So kann der Band jedem, der sich in die Geschichte der Konzentrationslager einlesen möchte, nur wärmstens empfohlen werden.

M. B.

#### KRITIK

Wolfgang Benz/Barbara Diestel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Band 2: Frühe Lager – Dachau – Emslandlager*, C. H. Beck Verlag: München 2005. 607 Seiten. 59,90 €

Der zweite Band der Reihe zeigt die lexikalische Ausrichtung des Gesamtvorhabens. In ein- bis fünfseitigen Kurzaufsätzen werden etwa 100 frühe Konzentrationslager und 152 Außenlager des KZ Dachau dargestellt. Längere Aufsätze finden sich nur zum Stammlager Dachau und zu den Emslandlagern. So unterschiedlich der Forschungsstand zu den einzelnen Lagern und die Qualität der Aufsätze ist, so stellen doch alle deutliche Verbesserungen in Dichte und Quellenkenntnis gegenüber den zum schnellen Nachschlagen bisher üblichen Überblicks- und Listenwerken dar. Viele Dachauer Außenlager werden hier erstmals in einer längeren Form als der Arolsener Listennotiz beschrieben. Dadurch wird beim Abschluss der Reihe eine neue Bewertung des gesamten KZ-Außenlagersystems möglich, weil aus den fehlerhaften Arolsener Angaben resultierende Einschätzungen korrigiert werden können. Insgesamt kann den Herausgebern und dem Verlag nur gedankt werden, dass sie sich auf das Mammutprojekt eingelassen haben, das den Forschungsstand zum KZ-System deutlich verbessert.

M. B.

Elisabeth Herrmann-Otto (Hg.), *Unfreie Arbeits- und Lebensverhältnisse von der Antike bis zur Gegenwart. Eine Einführung*. Georg Olms Verlag: Hildesheim 2005. xvii + 417 Seiten (Paperback). 48,00 €

Aufbauend auf das seit den fünfziger Jahren laufende Projekt der Mainzer Akademie der Wissenschaften »Forschungen zur antiken Sklaverei« wurde 2003 in Trier das Graduiertenkolleg »Sklaverei-Knechtschaft und Frondienst-Zwangslager« gegründet, aus dem die hier anzuzeigende Sammlung von Aufsätzen entstanden ist. Der bahnbrechende Grundgedanke des Trierer Kollegs ist, dass das historische Studium der unfreien Arbeit bisher zu stark aufgespalten war: Althistoriker, Historiker des Mittelalters, Kolonialhistoriker, usw. wussten kaum etwas von einander. Zur Förderung gegenseitiger Lernprozesse organisiert das Kolleg »grenzüberschreitende« Projekte und Tagungen. Ein erstes Beispiel eines derartigen Projektes war eine Ringvorlesung 2003–2004 die zum vorliegenden Buch geführt hat. Die 18 Beiträge befassen sich mit einem breiten Themenspektrum, variierend von den »Minderfreien« im pharaonischen Ägypten (Schafik Allam), über Aspekte des römischen Freilassungsrechts (Hans Anjum) und der Antisklavereibewegung um 1800 (Andreas Gestrich), bis zum gegenwärtigen Menschenhandel (Wolfgang S. Heinz).

M. v. d. L.

*Gaby Weber, Daimler Benz und die Argentinien-Connection. Von Rattenlinien und Nazigeldern, Assoziation A: Berlin/Hamburg 2004. 140 Seiten. 10,00 €*

Der Untertitel dieses wichtigen Büchleins ist irreführend: Abgehandelt wird keineswegs nur die Gründungsgeschichte der *Mercedes Benz Argentina* in den 1950er Jahren, sondern auch ihr Aufschwung nach der Reorganisation von 1960 sowie ihre Konfrontation mit den Arbeiterrevolten der 1970er Jahre, die 1976/77 durch die Militärjunta grausam unterdrückt wurden. In diesem zweiten Teil ist der Verfasserin eine kompakte Darstellung gelungen, die die gerade beginnende Aufarbeitung der Massenverbrechen der argentinischen Militärdiktatur wesentlich mit angestoßen hat. Dagegen überzeugt der erste Hauptteil weniger. Das liegt zum einen an der prekären Quellenlage, die gesicherte Aussagen über den Nachkriegstransfer der getarnten Auslandsvermögen des Daimler-Benz-Konzerns nach Argentinien schlichtweg unmöglich macht; zum andern aber auch an analytischen und handwerklichen Defiziten, die vermeidbar gewesen wären (Überschätzung vermeintlicher Schlüsseldokumente, mangelnde Kenntnis der Kontexte und unzureichende Quellenbelege). Gleichwohl präsentiert die Verfasserin neue Erkenntnisse über die aktive Beteiligung der Großunternehmen an der zu Beginn der 1950er Jahre kulminierenden zweiten Emigrationswelle jener Exponenten der NS-Diktatur, die als Organisatoren und Exekutoren des Völkermords von der Reintegration der Funktionseliten ausgeschlossen blieben.

K. H. R.

*Kavita Philip/Eliza Jane Reilly/David Serlin (Hg.), Homeland Securitities, Sonderheft der Radical History Review, Duke University Press: Durham 2005. 310 Seiten. 14 US\$*

Das neueste Heft der *Radical History Review* erscheint mit seinen über 300 Seiten als gewichtiges Buch, und das mit Recht. Es widmet sich den komplexen Herausforderungen, denen progressive Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den Vereinigten Staaten (und darüber hinaus) seit den Anschlägen des 11. September 2001 zu begegnen haben. Die miteinander verwobenen und vielschichtigen Rhetoriken von »nationaler Verteidigung«, »Heimatschutz« sowie dem »Kampf gegen den Terrorismus« haben in den letzten Jahren deutliche Spuren gerade auch in der Arbeit von Historikerinnen und Historikern hinterlassen, denen die Autorinnen und Autoren des Bands nachspüren.

Von den insgesamt über 20 Beiträgen (darunter auch Kommentare, Interviews und Lehrpläne) seien die wichtigsten kurz erwähnt: Jasbir K. Puar analysiert die Vermengung von Rassismus, Homophobie und Imperialismus im Gefängnis von Abu Ghraib und leistet einen wichtigen Beitrag zur laufenden Folter Debatte. Jorge Mariscal thematisiert in einem gelungenen Aufsatz die Rolle junger Latinos in der US-Armee und bringt diese mit den Aktivitäten von Immigrationsgegnern in Verbindung. Mit den juristischen Ungereimtheiten bei der Behandlung so genannter »enemy aliens« setzt sich Natsu Taylor Saito auseinander und unternimmt dabei einen Vergleich zur Internierung der japanischen Bevölke-

## KRITIK

rung in den USA nach Pearl Harbor. Das Sonderheft bietet einen guten Einblick in gegenwärtige Diskussionen unter progressiven amerikanischen HistorikerInnen und AktivistInnen, die gerade aus europäischer Perspektive interessant und hilfreich sind.

O.S.

*Jürgen Nordmann, Der lange Marsch zum Neoliberalismus. Vom Roten Wien zum freien Markt – Popper und Hayek im Diskurs, VSA-Verlag: Hamburg 2005. 397 Seiten. 34,80 €*

In dieser Untersuchung rekonstruiert der Verfasser die Genesis des rechtsliberal-marktradikalen Paradigmas anhand seiner zwei führenden Protagonisten in drei Etappen: Erstens im »Roten Wien« der 1920er Jahre, wo Hayek und Popper gegen die sozialistische Theorie in ihren innovativsten Varianten Front machten; zweitens in den Emigrationsjahren, in denen sich die Allianz von Marktutopie und »kritischem Rationalismus« als Alternative zum wohlfahrtsstaatlichen *main stream* konsolidierte; und drittens in den Nachkriegsjahrzehnten, in denen die Rechtsliberalen die mikroökonomischen Ebenen der Wirtschaftstheorie eingemeindeten (Monetarismus, public-choice-Konzept, u. a.) und ein weltweites Netzwerk gegen das dominierende keynesianische Modell aufbauten. Als das wohlfahrtsstaatliche Regulationssystem am krisenhaften Umbruch der frühen 1970er Jahre scheiterte, konnten die Akteure der politisch-ökonomischen Entscheidungszentren auf eine konzeptionell,

strukturell und personell ausgereifte Alternative zurückgreifen.

Diesen Triumph führt der Verfasser auf zwei wesentliche Ursachen zurück: Das eher plumpe Modell des Markts als universales »Entdeckungsverfahren« erfuhr erstens durch die Adaption der Falsifikationstechniken des »kritischen Rationalismus« eine wissenschaftstheoretisch ausgewiesene Dynamik; und es gelang den rechtsliberalen Denkfabriken zweitens, das interventionistische Konkurrenzmodell zur Stabilisierung des kapitalistischen Zyklus als antiliberal zu denunzieren.

Dem Verfasser ist eine über weite Strecken faszinierende Einordnung des rechtsliberalen Paradigmas in die intellektuellen Denkströmungen des 20. Jahrhunderts gelungen. Er ergänzt die bislang zu diesem Thema vorliegenden Untersuchungen in einigen entscheidenden Punkten. Er arbeitet vor allem die extrem antiegalitäre und antisozialistische Stoßrichtung des rechtsliberalen Gesellschaftsmodells heraus, das m. E. zu Unrecht als »neoliberal« bezeichnet wird, denn darin kommt sein uneingeschränkter Herrschaftsanspruch über alle Sphären des gesellschaftlichen Lebens nicht zum Ausdruck. Darüber hinaus zieht der Verfasser eine bemerkenswerte Schlussfolgerung aus seiner Analyse: Es könne nicht die Aufgabe einer kritisch-emanzipatorischen Gesellschaftstheorie sein, die durch Hayek und Popper entthronten wohlfahrtsstaatlichen Modelle zur Stabilisierung des kapitalistischen Weltsystems zu revitalisieren. Vielmehr sollten wir uns angesichts der weit über die Ökonomik hinaus greifenden Allmachtphantasien der Vordenker und Vollstrecker des herrschenden Rechtsliberalismus etwas mehr einfallen lassen.

K.H.R.

*Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2004. Im Auftrag der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, hg. von Hermann Weber u. a., Aufbau-Verlag: Berlin 2004. 462 Seiten. 75,00 €*

Das 1993 von Hermann Weber im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR an der Universität Mannheim begründete Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung ist 2004 an die Berliner Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur übergegangen, und der bisherige Herausgeberkreis hat sich entsprechend erweitert. Dieser Wechsel ließ die Befürchtung laut werden, damit sei ein Kurswechsel verbunden, der nun auch dieses angesehene Jahrbuch in eine Arena der geschichtspolitischen Abrechnung transformieren könnte. Sie erwies sich erfreulicherweise als unberechtigt, auch wenn es in den hinteren Abschnitten hin und wieder wetterleuchtet. Mehrere Beiträge widmen sich der Erforschung des Stalinismus: Jean-Jacques Marie weist ihn als Rückgriff auf zaristische Kontinuitätslinien aus (S. 11 ff.), und Matthias Uhl zeigt am Beispiel der Eistka im Militärgeheimdienst von 1937/38, dass die Verfolgung und Ermordung ihrer nicht-russischen und alt-bolschewistischen Kader vor allem als Karrieresprungbrett für junge Hochschulabsolventen diente (S. 80 ff.). Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Geschichte der Kommunistischen Internationale, wobei vor allem eine Dokumentation Bernhard H. Bayerleins über die Klassifizierung ihrer Strukturen und Netzwerke hervorzuheben ist (S. 181 ff.). Aber auch aus der deutsch-deutschen Perspektive gibt es interessan-

te Neuigkeiten. Vor allem Till Kössler betritt in seinem Aufsatz über die westdeutschen KPD zwischen 1945 und 1960 Neuland (S. 131 ff.): 80–90 Prozent der Mitglieder waren un- und angelernte Industriearbeiter, die mit ihren Familien ein geschlossenes Milieu bildeten, das die NS-Diktatur in kleinen »Überlebenszirkeln« überstanden hatte und vor allem in den arbeitsintensiven Wirtschaftsstandorten verankert war. Die schmale Kaderschicht bildete dagegen einen wenig wirksamen Gegenpol: Sie war nicht in der Lage, die vor allem an den SED-Interessen orientierte »Parteilinie« durchzusetzen, soweit sie den aus der Weimarer Republik und der Widerstandszeit überlieferten sozialen und mentalen Normen zuwiderlief.

K. H. R.

*Steve Wright, Den Himmel stürmen. Eine Theoriegeschichte des Operaismus, Assoziation A: Berlin/Hamburg 2005. 277 Seiten. 18,00 €*

Die englische Erstausgabe dieses Buchs (2002) wurde in dieser Zeitschrift schon ausführlich von Sergio Bologna, einem der Mitbegründer des italienischen Operaismus, gewürdigt (Jg. 2003, H. 3, S. 132–147). Es handelt sich in der Tat um eine kritische Textexegese, um eine Theoriegeschichte also, die ihrem Sujet insofern widerspricht, als sie die Frage nach der sozialen Zusammensetzung der operaistischen Akteurinnen und Akteure genau so wenig stellt wie die nach ihren realen Verflechtungen mit den industriellen Arbeiterunruhen, die zu Beginn

der 1960er Jahre weltweit aufbrachen und bis Mitte der 1970er Jahre anhielten. Im Nachwort zur deutschen Ausgabe (S. 242 ff.) verweist der Verfasser selbst auf diesen Engpass seiner Studie. Zusätzlich berichtet Wright über die seither zugänglich gewordenen Interviews vieler ehemaliger Akteure und über einige neue Veröffentlichungen, die das Klischee vom Operaismus als einer überwiegend theoriegeleiteten Gruppierung relativieren und auf seine vielfältigen Aktivitäten in den gesellschaftlichen Feldern hinweisen. Das nötigt Respekt ab und erlaubt es zugleich, den Stellenwert des Buchs genauer zu fokussieren: Wer wissen möchte, mit welchen Überlegungen die jungen Heißsporne der italienischen Universitäten und Ingenieurschulen zusammen mit einer Gruppe älterer Dissidenten ihren Aufbruch zu neuen Ufern begründeten (ohne sie freilich je zu erreichen), kann getrost auf dieses Standardwerk zur operaistischen Theoriegeschichte zurückgreifen.

K. H. R.

---

## Kongress

*World and Global History. First European Congress (Leipzig 22.–24. September 2005)*

Im September 2005 fand in Leipzig eine Art kleiner Historikertag statt. In mehr als 40 Sektionen trafen sich Geisteswissenschaftler um über Welt- und Globalgeschichte zu debattieren. Die Idee zur Veranstaltung ging von mehreren Treffen des »European Network in Universal & Global History« aus und wurde vom Zentrum für Höhere Studien in Leipzig in Kooperation mit dem Network organisiert. Parallel existiert – angeregt durch das Network – seit 2004/5 ein European-Master-Programm von vier Universitäten (London, Budapest, Wrocław und Leipzig).

Die auf dem Kongress debattierten global- und weltgeschichtlichen Ansätze gehören sicherlich zu den anregendsten theoretischen Neuorientierungsversuchen in der zur Zeit an turns ohnehin nicht armen Geschichtswissenschaft, weil sie die nationalgeschichtliche Verengung der Geschichtswissenschaft aufbrechen und sich methodische Fragen, wie z.B. jene der Transfer- und Vergleichsforschung, in stärkerem Maße aufdrängen und damit auch über ihre Stärken und Schwächen neu nachgedacht werden muss. Einen ersten Vorgeschmack gab hier bereits die im Vorfeld des Kongresses begonnene Diskussion »Geschichte transnational«, die von der gleichnamigen elektronischen

Zeitschrift ([www.geschichte-transnationalio-online.net](http://www.geschichte-transnationalio-online.net)) in Kooperation mit H-Soz-Kult im Netz geführt wird. Der Ansatz der Globalgeschichte wird dabei auch zunehmend innerhalb des Faches wahrgenommen und honoriert, so dass in den vergangenen beiden Jahren viele globalgeschichtlich angelegte Werke auf den vorderen Plätzen beim von H-Soz-Kult vergebenen Buchpreis landeten. Zudem erhielt das Buch von Jürgen Osterhammel und Niels Petersen über die »Geschichte der Globalisierung« auch breite öffentliche Aufmerksamkeit.

Die abendliche Auftaktveranstaltung wurde durch vier Vorträge gestaltet. Jürgen Kocka (Berlin) betonte, dass Geschichte nie in Nationalgeschichte aufgegangen wäre, sondern es parallel immer auch Kirchen-, Regional- oder Universalgeschichte gegeben habe. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts sei die Nationalgeschichtsschreibung aber immer mehr ins Zentrum gerückt, weswegen nun die Entwicklung hin zu globalgeschichtlichen Ansätzen zu begrüßen sei. Man solle allerdings keineswegs glauben, dass Nationalstaaten heute ein Anachronismus wären. Nationalstaaten werden auch in Zukunft ein zentraler Akteur bleiben und deswegen müssten auch globalgeschichtliche Studien diesen Akteur weiterhin zentral berücksichtigen. Michael Geyer (Chicago) fragte, was es zum Schreiben von Weltgeschichte bräuchte. Seine Antwort: ein Subjekt, Akteure, Zeit und Raum. Subjekt wäre für ihn die Welt, in der wir leben, und die Frage, wie wir hierhin gekommen wären. Zentrale Akteure sind für ihn nach wie vor die Nationalstaaten. Daneben wären aber auch Konzerne, die Zivilgesellschaft und Familien zu beachten. Als Zeit der Globalgeschich-

te betrachtete er die Zeit ab etwa 1850, weil ab dann die Welt so etwas wie ein innerer Raum geworden wäre und man von einer Art Weltinnenpolitik reden könne. Dabei habe es aber immer Löcher und Lücken gegeben und bisher hätte die Weltinnenpolitik nie alle Bewohner der Erde beinhaltet. Patrick O'Brien (London) plädierte für einen kosmopolitischen Ansatz in der Geschichtswissenschaft. Sowohl die römischen wie die chinesischen Geschichtsschreiber waren völlig auf das eigene Reich fixiert gewesen. Erste Veränderungen hiervon hätte es unter christlichen und arabischen Historikern gegeben. Einen wirklich kosmopolitischen Ansatz hätte aber erst die Aufklärung entwickelt. Dieser war aber fest verbunden mit dem europäischen Kolonialismus. Nach O'Brien gelte es diese Verbindung kritisch zu reflektieren, aber trotzdem wieder mehr kosmopolitische als nationalgeschichtliche Ansätze zu verfolgen. Matthias Middell (Leipzig) skizzierte abschließend kurz einige der zur Zeit diskutierten Konzepte in der Global- und Weltgeschichte.

Im Folgenden gebe ich eine kurze Zusammenfassung der Eindrücke aus den von mir besuchten Sektionen, weswegen der Bericht auch nicht beanspruchen kann einen repräsentativen Überblick über die Tagung zu geben. Zur Orientierung über die Gesamtagung und die Schwerpunkte globalgeschichtlicher Ansätze sei aber kurz auf die grobe Ausrichtung der über 40 Panels eingegangen. Es gab drei Panels zur bisherigen Weltgeschichtsschreibung in Europa, zwei Panels zum Verhältnis Global-Lokal, vier Panels zu Methoden, sechs Panels zu Möglichkeiten pädagogischer Umsetzung von Globalgeschichte und etwa 25 the-

## KRITIK

matische Panels. Fast alle thematischen Kapitel befassten sich zeitlich mit dem 19. und 20. Jahrhundert. Die wenigen Sektionen zur Frühen Neuzeit waren vor allem wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen gewidmet und fragten nach der Entstehung des Kapitalismus oder des westlichen Weltsystems. Die Sektionen des 19. und 20. Jahrhunderts hatten drei mehrfach vorkommende Schwerpunkte: Wirtschaftsgeschichte, die Geschichte internationaler Organisationen und postkoloniale – zumeist diskurstheoretisch angelegte – Fragestellungen nach den Verhältnissen zwischen westlichen Staaten und Gesellschaften und (post)kolonialen Ländern. Daneben gab es dann mehrere Panels, die in ihrer Thematik auf der Tagung recht singulär blieben, wie z.B. der globale Sport.

Die ersten Eindrücke von den Panels waren bei mir von Fachrichtungen geprägt, die ihre alten Forschungen nahezu unverändert weiterbetrieben, weil sie sich als Vorreiter globalgeschichtlicher Ansätze betrachten. Der Vortrag von Matthias Schulz (Nashville) über die Wirtschaftspolitik des Völkerbundes begann zwar mit einer ausdrücklichen Begrüßung globalgeschichtlicher Ansätze, verblieb aber ansonsten weitgehend in der Form einer wenig integrativen politischen Institutionsgeschichte.

Ein Wechsel zur wirtschaftshistorischen Sektion zeitigte ähnliche Ergebnisse. Der erste Beitrag von Markus Denzel (Leipzig) zur Geschichte des internationalen Zahlungsverkehrs bis 1870 hinterließ noch den besten Eindruck, weil der Vortragende die Verbindungslinien zwischen Wirtschaft, Staat und Militär in den Blick nahm und kenntnisreich die großen Linien skizzierte. Demgegenüber

fielen die beiden weiteren Vorträge der Sektion deutlich ab. Der Vortrag von Margarete Wagner-Braun (Bamberg) verlor sich in einer Erläuterung der Umstände unter denen sich der Zahlungsverkehr zur Zeit des Goldstandards entwickelte. Heraus kamen hierbei im Wesentlichen Allgemeinplätze, welche die bisherige Forschung wiedergaben. Während dieser Beitrag durch seine zu abstrakte Allgemeinheit auffiel, entschied sich der nächste Referent für eine kleinteilige und fächerspezifisch verengte Herangehensweise. Die Ausführungen von Jürgen Nautz (Amsterdam) zur Vorgeschichte der Europäischen Zahlungsunion beschränkten sich auf die Darstellung der Verbesserung der währungspolitischen Mechanismen. Mit keinem Wort erwähnte er, dass diese vermutlich schon von Anfang an hätten gelöst werden können, wenn der politische Wille zum Abbau der Schranken bestanden hätte. Dies mag man kritisieren oder begrüßen, aber die Geschichte der Europäischen Zahlungsunion ohne die politische Diskussion als eine Art Verbesserung des währungspolitischen Instrumentariums zu schreiben, kann nur als wirklichkeitsfremde Form der Wirtschaftsgeschichtsschreibung bezeichnet werden.

So verblieb von den ersten beiden Sektionen der Eindruck, dass sowohl die politische Institutionsgeschichte wie die Wirtschaftsgeschichte wichtige empirische Beiträge für welt- und globalgeschichtliche Studien liefern können, aber nur in begrenztem Maße zur Interdisziplinarität neigen.

Am Nachmittag nahm ich an einer Sektion zur Wirtschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit teil. Peer Vries (Leiden) stellte hier erste Ergebnisse seiner kurz vor

der Drucklegung stehende Arbeit über die wirtschaftlichen Entwicklungen Indiens und Chinas vor, die anschließend von drei Kommentatoren kritisch befragt wurden. Vries beschäftigte sich in seinem Vortrag vor allem mit der von Andre Gunder Frank, Kenneth Pommeranz u.a. aufgestellten These, dass China bis ins 19. Jahrhundert das eigentliche Zentrum der Weltwirtschaft gewesen sei, weil es den größten Teil der Weltsilberproduktion aufgenommen habe. Vries kritisierte diese These, in dem er u. a. nachwies, dass das Ausmaß des nach China gelangten Silbers deutlich unter den von Frank behaupteten Mengen lag. Zudem betonte er, dass die wichtigsten europäischen Währungen zu dieser Zeit auf die Goldwährung umstiegen, während sich europäische Händler mit Silberlieferungen nach China große Extraprofite erwirtschaften konnten. Seine Studien würden zeigen, dass die Welt im 18. Jahrhundert weder euro- noch sino-, sondern polyzentrisch gewesen sei. Patrick O'Brien (London) kritisierte zwar, dass Vries die Rolle des Silbers in seinem Vortrag unterschätze, betonte aber insgesamt, dass die von Vries vorgelegten Steuerzahlen für China darauf hindeuteten, dass China doch deutlich schwächer war als die Arbeiter der California-School glauben machen wollten. Kent Dengs (London) zentrale These war, dass die Weltrolle Chinas in der Ökonomie im und nach dem Opium-Krieg zerstört worden wäre. Er betonte aber auch, dass in China zu Beginn des 18. Jahrhunderts nur 10 % des gesamten Bruttosozialproduktes auf überregionalen Handel und nur 2 % auf den Außenhandel entfielen. Bei den exportierten Gütern handelte es sich zu über 60 % um Agrargüter, so dass die Be-

deutung der chinesischen Manufakturen auch geringer einzuschätzen ist als mitunter behauptet. Andrea Komlosy (Wien) sagte, dass sie dem Hauptargument von Vries, dass es kein sinozentrisches System gab zwar folge, seine Konstruktion der »Sinocentrists« als Gruppe aber pejorativ sei und die Unterschiede zwischen den verschiedenen Vertretern nivelliere. Sie fand viele der Arbeiten der »Sinocentrists« äußerst anregend, weil sie mit der Betonung der Bedeutung des Außenhandels für die Entstehung des Kapitalismus gegen die in Europa immer noch vorherrschende Bevorzugung rein interner Faktoren angehen würden. Zudem betonte sie, dass ihr in Vries Darstellung der Gewaltaspekt der europäischen Durchsetzung zu kurz käme. Vries antwortete auf die Kritik mit der Bemerkung, dass er davor warnen würde nun im Gegenzug die äußeren Faktoren zu stark zu betonen, da die Importsubstitution für ihn immer noch das Herz der industriellen Revolution bilden würde. Die Rolle der Gewalt würde er keineswegs unterschätzen, sie wäre nur in seiner Kritik am »Sinocentrism« nicht zentral. Insgesamt würde er aber den Sieg des Westens als einen Sieg des fiskal-militärischen Staates bezeichnen, in welchem den Kanonenbooten eine zentrale Rolle zukam. Das Panel zeigte insgesamt, dass die nach wie vor stark marxistisch bzw. neomarxistisch geprägte Debatte über die Entstehung des Kapitalismus und die Durchsetzung der westlichen Vorherrschaft viele Faktoren in den Blick nimmt, und multikausal argumentiert. Nicht umsonst ist aus der Fragestellung mit der Wallersteinschen Weltsystemtheorie deswegen einer der einflussreichsten globalgeschichtlichen Ansätze ent-

## KRITIK

standen, der in Deutschland allerdings bisher u.a. auf anhaltende massive Kritik aus Bielefeld gestoßen ist und mit Ausnahme von Hans-Heinrich Nolte so gut wie gar nicht auf seine Umsetzungsmöglichkeiten überprüft wurde.

Am zweiten Tag nahm ich zuerst an der Sektion über die Weltkriege in translokaler Perspektive teil, die vom Zentrum Moderner Orient in Berlin veranstaltet wurde. Lutz Rogler (Berlin) stellte ein Projekt vor, in dem er anhand von Memoiren und Kulturzeitschriften untersucht, wie ägyptische Intellektuelle auf die beiden Weltkriege und die Entstehung von globalen politischen Institutionen reagierten. Er kam zu dem Ergebnis, dass beide Weltkriege von ägyptischen Intellektuellen mehrheitlich als globale Krise empfunden wurde, die aber jeweils auch mit der Hoffnung verknüpft war, dass die eigene Beteiligung am Krieg von den westlichen Siegernationen nach dem Krieg belohnt werden würde. Große Hoffnungen auf eine egalitäre Welt verband man in beiden Kriegen und in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit dem Völkerbund bzw. der UN. In beiden Fällen wäre der Enthusiasmus aber durch die vorherrschende westliche Dominanz in den Gremien sehr schnell in Skepsis und das Aufkommen islamistischer Strömungen umgeschlagen. Katrin Bromber (Berlin) analysierte die britische Militärpropaganda, die den Einsatz ostafrikanischer Soldaten im Zweiten Weltkrieg begleitete. Sie stellte fest, dass die britische Propaganda für ostafrikanische Soldaten vor allen Dingen von Leuten entwickelt wurde, die vor Ort waren und sich mit den Erfahrungen der Soldaten und ihrer Familien beschäftigten. Dadurch wären das erste Mal Afrikaner als Adressaten von

Propaganda ernst genommen worden. Damit stand die britische Politik in einem starken Gegensatz zur französischen Politik, die keine auf die afrikanischen Verhältnisse zugeschnittene Propaganda produzierte und insgesamt viel stärker auf den Zwang bei der Rekrutierung von Soldaten in Afrika setzte. Bromber betonte zudem die wichtige Rolle, welche die britische Propaganda bei der Durchsetzung der Medien Radio und Film in Ostafrika gespielt hat. Insgesamt gelang es dem Panel die Verbindungen zwischen westlichem Zentrum und afrikanischer Peripherie auf spannende Weise in den Blick zu nehmen.

Im Panel über den globalen Fußball erlebte ich zu meiner Überraschung die Infragestellung eigener Annahmen. Ich hatte beim Vortrag über FIFA-Präsident Joao Havelange eine weitere Präsentation der verbreiteten europäischen Kritik erwartet, die sich vor allem auf die Behauptung rechter Weltvorstellungen und die Vergabe der WM 1978 an die argentinische Junta bezieht. Pierre Lanfranchi (Leicester) präsentierte allerdings ein gänzlich anderes Bild von Havelange. Er charakterisierte ihn als engagierten Vertreter für die Interessen der »Dritten Welt«, der die europäische Vormacht in der FIFA gebrochen hätte. Havelange habe durchgesetzt, dass die Vertreter aller Länder ihre Reisen zu Kongressen bezahlt bekämen und die Gewinne gleichmäßiger verteilt würden, wodurch bei einigen kleineren Ländern der Etat des Fußballverbandes einen wichtigen Anteil am Bruttosozialprodukt ausmachen würde. Auch habe Havelange nach der Kritik an der Vergabe an Argentinien 1978 eine starke Demokratisierung der FIFA durchgeführt, die sich u. a. darin nieder-

schlägt, dass darauf geachtet wird, dass die Staaten keine Mittel der Fußballverbände zweckentfremden können und das Archiv der FIFA zugänglich gemacht wurde. Insgesamt wäre die FIFA dadurch unter Havelange zu einer der egalitärsten und demokratischsten unter den bedeutenden Weltorganisationen geworden. Auch wenn die Darstellung Havelanges mitunter zu enthusiastisch geriet, konnte der Vortrag Lafranchis deutlich machen, wie wenig haltbar einige der zentralen Kritiken an Havelange sind und wie sehr sie durch den unter Havelange eingeleiteten Machtverlust Europas in der FIFA, der zu begrüßen ist, begründet sind.

Im letzten Sektionsabschnitt besuchte ich das Panel: Area Studies and Global History: Is there a common ground? Aus Sicht der Area Studies formulierte Birgit Schäbler die Angst, dass die Global History ein neues abgehobenes Theoriegebilde anstreben würde. Sven Beckert (Harvard) bestritt dies und betonte, wie sehr die Global History auf die Area Studies angewiesen sei. Nach diesem eher abstrakt bleibenden (Schein-)Gefecht stellte Patrick Manning (Boston) kurz die Entwicklung der World History Association in den USA vor. Christopher Marx (Duisburg) versuchte dann ausgehend von der Untersuchung Südafrikas zu verallgemeinerbaren Ergebnissen über Rassismus zu gelangen. Sein zentrales Ergebnis lautete, dass der Rassismus virulenter wird, wenn die »Gefahr« der sozialen und rechtlichen Gleichstellung vorheriger Außenseiter besteht. Rassismus ist somit eine Reaktion von Begüterteren auf die Gefahr des Verlustes einer bis dahin als natürlich empfundenen Vormachtstellung. Angelika Epple (Hamburg) plädier-

te für eine Mikrogeschichte der Globalisierung und führte am Beispiel der Schokoladenfabrik Stollwerk aus, welche Gestalt diese annehmen könnte. Sie schlug dabei vor, German oder European Studies als Area Study zu betrachten und so die europäische Geschichtsschreibung zu re-provinzialisieren.

Die Tagung endete mit einer Podiumsdiskussion mit William Clarence-Smith (London), Patrick Fridenson (Paris), Michael Geyer (Chicago), Alexander Nützenadel (Köln), Hannes Siegrist (Leipzig) und Peer Vries (Leiden). Sowohl das Podium wie das Publikum fahndeten dabei nach den auf der Tagung abwesenden oder nur als Gespenst anwesenden Themen. Am häufigsten als das anwesende, aber nicht beim Namen genannte Gespenst der Konferenz wurde bei der Abschlussrunde der Kapitalismus bezeichnet. Fast gänzlich abwesend waren nach Einschätzung im Saal feministische Perspektiven und geschlechtergeschichtlich orientierte Themen. Als deutlich unterrepräsentiert galt auch das Thema »Gewalt«. Dementsprechend herrschte der Eindruck vor, dass die Welt- oder Globalgeschichte sich bisher zu sehr auf die eher freundlicheren Seiten der Globalisierung konzentriert hätte und die von ihr ausgehenden Spannungen und Gewaltausbrüche zu wenig Platz einnehmen würden.

Diese Ansicht ist meinem Eindruck von der Konferenz nach aber nur bedingt berechtigt und beruht auf einem zu engen Gewaltbegriff und einer zu schnellen Beurteilung anhand der Sektionsüberschriften. Insbesondere den postkolonialen und den weltstamtheoretischen Ansätzen ist kaum vorzuwerfen, dass sie ein zu harmonisches Bild von der Welt

## KRITIK

entwerfen. Ihre Schwerpunkte liegen allerdings zumeist nicht in der Erforschung der physischen Gewalt, sondern eher bei der strukturellen Gewalt (Weltsystemtheorie) oder der symbolischen Gewalt (Postkoloniale Ansätze).

Insgesamt verbleibt ein positiver Gesamteindruck von der Konferenz. Die Panels waren vielfältig und zum Teil theoretisch und methodisch anregend. Die weltsystemtheoretischen und postkolonialen Ansätze scheinen mir wichtige Möglichkeiten zu bieten, althergebrachte Sichtweisen und Blickwinkel in Frage zu stellen und Re-Orientierungen zu ermöglichen. Nun bleibt abzuwarten, wie groß der Spielraum und der Reorientierungsbedarf sein werden, wenn die Ansätze in größerem Umfang in quellen-gesättigten Monographien ausprobiert werden, die alsbald auch im deutschen Sprachraum zu erwarten sein dürften.

Marc Buggeln

---

## sozial.geschichte extra

Seit 2004 existiert parallel zur Druckversion eine Online-Ausgabe der Zeitschrift Sozial.Geschichte: sozial.geschichte extra. Sie kann auf der Homepage der Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts ([www.stiftung-sozialgeschichte.de](http://www.stiftung-sozialgeschichte.de)) aufgerufen und unentgeltlich heruntergeladen werden. Im Folgenden finden Sie Summaries dieser Beiträge.

### Heinrich Senfft

»Einer, dem man glaubt« – Richard von Weizsäckers Erinnerung an Vater und Zeitgeschichte

In einem Land mit diesem geschichtlichen Hintergrund gibt es nur wenige noch lebende Zeitzeugen, mit denen man glaubt Staat machen zu können. Spätestens seit seiner berühmt gewordenen Rede zum 8. Mai 1985, dem Tag der vierzigjährigen Wiederkehr des Endes des Zweiten Weltkriegs, gehört der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker zu dieser Handvoll Leute, die fast alles sagen können und nicht mehr mit Widerspruch oder auch nur Nachfragen rechnen müssen.

In seiner Abhandlung ist Heinrich Senfft vielen Äußerungen Weizsäckers nachgegangen und hat sie an den historischen Fakten gemessen:

Im vergangenen Jahr veröffentlichte die FAZ ein ganzseitiges Interview, das

FAZ-Mitherausgeber Frank Schirrmacher und ›Spiegel‹-Chefredakteur Stefan Aust mit Weizsäcker gemacht und ihn u.a. gefragt hatten, von wann ab er gemerkt habe, dass Deutschland den Zweiten Weltkrieg nicht gewinnen könne. Und Weizsäcker sagt, er erinnere sich »nicht an irgendeinen Tag, an dem ich ernsthaft geglaubt habe, dass der Krieg gewonnen werden könnte.« Die entweder schlecht vorbereiteten oder ehrfürchtigen Journalisten liessen ihm das durchgehen und fragten nicht nach, wie es denn dann möglich sei, dass Vater Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär in Ribbentrops Auswärtigem Amt, im August 1941 in seinen »Weizsäcker-Papieren« vermerkte, vor Moskau sei »der grosse ›Halt‹ eingetreten (der Richard leid tat, da alles im Rutschen gewesen sei.)«.

Weizsäcker will auch nichts davon wissen, dass sein Vater dem Naziregime gedient hatte; er sei 1938 am Münchener Abkommen »konspirativ« beteiligt gewesen, weil »die Bewahrung des Friedens nun einmal Priorität (hatte)«, obwohl er noch am 5. März in sein Tagebuch eingetragen hatte: »Wenn Ribbentrop und Führer mich wollen, so folge ich als Soldat« – und, in der SS zum Generalsrang aufgestiegen, bis 1943 Staatssekretär blieb, obwohl er den Krieg nicht hatte verhindern können.

Von den deutschen Greueln im Osten will Weizsäcker, »das ist ganz eindeutig, wenig bis nichts« gewusst haben. 1991 kam der ›stern‹, der den Vormarsch des Weizsäcker-Regiments nachrecherchiert hatte, zu einem ganz anderen Ergebnis, veröffentlichte es aber nicht.

### Claudia Haupt

#### *Hate Speech in den USA – Eine Betrachtung des juristischen Diskurses und darüber hinaus*

Dem Phänomen der Hassrede beizukommen ist eine politische und juristische Herausforderung. Zunächst wird die Debatte im Rahmen des juristischen Diskurses aufgezeigt, die geprägt ist von den widerstreitenden Positionen der »Traditionalisten« einerseits und den Vertretern der »Critical Race Theory« und der »Critical Feminist Theory« andererseits. Campus speech codes, die das Verbot bestimmter Arten von Meinungsäußerungen im universitären Kontext beinhalten, und das bisweilen angestrebte Verbot pornographischer Darstellung von Frauen stehen im Zentrum der Debatte um das Thema Hassrede in den USA. Die dahinter stehende Frage ist, ob die Meinungsfreiheit dort ihre Grenze finden soll, wo eine bestimmte Personengruppe das Ziel von *hate speech* ist, gegen die es eine Geschichte der Diskriminierung gibt, oder ob die soziale Definition anderer durch *hate speech* als Ausübung individueller Freiheit genauso geschützt ist wie jegliche andere Art der Meinungsäußerung. Obwohl es im juristischen Diskurs wiederholt Rufe danach gibt, ein Verbot von *hate speech* gesetzlich zu fixieren scheitern die Vorschläge oftmals an den verfassungsrechtlichen Vorgaben. Über den juristischen Diskurs hinausgehend wird in dem Beitrag der Ansatz der »speech act theory« von Judith Butler und die Kritik daran dargestellt. Die Frage, wie *hate speech* begegnet werden soll, beantwortet Butler nur eingeschränkt. Die einzige von ihr angebotene Lösung ist der Widerstand außerhalb des juristischen

Rahmens durch Neuinterpretation und Sinnentstellung von Sprache. Der zentrale Kritikpunkt an Butlers Ansatz, wie er zum Beispiel von Martha Nussbaum artikuliert wird, ist, dass der von Butler vertretene »neue Feminismus« seine Anhänger dahingehend instruiert, dass es nur wenig bis keinen Raum für große soziale Veränderungen gibt. Im feministischen Diskurs herrscht Uneinigkeit darüber, ob eine Einschränkung der Meinungsfreiheit mehr Nutzen oder Schaden birgt. In der Tat ist Butler entgegen zu halten, dass sie keine Alternativen aufzeigt. Das Problem über den juristischen Diskurs hinaus zu erörtern heißt nicht, diesen aus den Augen zu verlieren. Insofern beweist auch Butler selbst durch die ausführliche Darstellung des juristischen Diskurses im Rahmen ihrer Erläuterungen, dass dieser durchaus maßgeblich ist. Die Argumente der Befürworter und Gegner einer gesetzlichen Regelung sind gleichermaßen überzeugend. Dies begründet das Dilemma: Gleich, ob man sich dem Phänomen Hassrede aus dem juristischen Diskurs oder mit dem Ansatz der Sprechakttheorie nähert, es stellt ein Dilemma dar. Greift man unter Verwendung von Verboten in die Meinungsfreiheit ein, so wird die Meinungsfreiheit eingeschränkt und es besteht die Gefahr, dass aus den dadurch Geschützten gleichsam Opfer werden. Greift man nicht ein, so bleiben die Opfer weiterhin Opfer von Worten, die verwunden.

### Stefan Heesch

#### *1968 – Musikkulturen zwischen Protest und Utopie – Ein Tagungsbericht*

Auf dem Symposium »1968 – Musikkulturen zwischen Protest und Utopie« in der Katholischen Akademie Schwerte wurde an drei Tagen im Januar 2006 über musikalische Entwicklungen und Umbrüche im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Bewegungen der 1960er und 70er Jahre berichtet.

Die Tagung war interdisziplinär ausgerichtet und das Thema in einem breiten Spektrum beleuchtet. Dabei fielen die häufigen Querverbindungen zwischen den einzelnen Referaten besonders positiv auf.

Einen inhaltlichen Schwerpunkt bildeten die künstlerischen Avantgarden in der E-Musik, im Pop, im Jazz und im Theater. Darüber hinaus wurden auch die Bezüge zwischen sozialen, religiösen und politischen Bewegungen und neuen musikalischen Konzepten behandelt. In diesem Zusammenhang nahm das Thema Musik als Protestform in verschiedenen politischen und nationalen Räumen viel Platz ein. Das gleiche gilt für das Thema »die Bedeutung von Musik für die Geschlechterverhältnisse«. Nicht zuletzt wurden Wechselwirkungen zwischen neuen Musikformen und Medien auf der Basis neuer Forschungsergebnisse thematisiert.

Durch das Nebeneinander verschiedener Perspektiven und Aspekte des Themas wurden die Vielfalt und die Bedeutung von Musik für gesellschaftliche Bewegungen sichtbar und eröffneten neue Fragen und Themenfelder. Alles in allem war das Symposium ein enthusiastischer und fruchtbarer Vorstoß in ein höchst spannendes und wichtiges Forschungsfeld.

---

## Bucheingänge

(Rezension vorbehalten)

Immanuel Baumann, Dem Verbrechen auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminologie und Kriminalpolitik in Deutschland 1880–1980, Wallstein: Göttingen 2006. 428 Seiten (Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Band 13)

Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung, 15 (2005), Heft 4: Eigentumskulturen und Geschlecht in der frühen Neuzeit, hg. von Nicole Grochowina / Hendrikje Carius, Leipziger Universitätsverlag: Leipzig 2005. 169 Seiten

Rolf Engelke / Thomas Klein / Michael Wilk (Hg.), Soziale Bewegungen im globalisierten Kapitalismus. Bedingungen für emanzipative Politik zwischen Konfrontation und Anpassung, Trotzdem Verlag: Frankfurt 2005. 139 Seiten

Heide Gerstenberger, Die subjektlose Gewalt. Theorie der Entstehung bürgerlicher Staatsgewalt, 2. überarbeitete Auflage, Westfälisches Dampfboot: Münster 2006. 665 Seiten (Theorie und Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, Band 1)

European Migrants. Global and Local Perspectives, ed. by Dirk Hoerder / Les-

lie Page Moch, Northeastern University Press: Boston 1996. 329 Seiten

Wulf D. Hund, Negative Vergesellschaftung. Dimensionen der Rassismusanalyse, Westfälisches Dampfboot: Münster 2006. 209 Seiten

Jens Jäger, Verfolgung durch Verwaltung. Internationales Verbrechen und internationale Polizeikooperation 1880–1933, UKV: Konstanz 2006. 424 Seiten

Heiko Stoff, Eine zentrale Arbeitsstätte mit nationalen Zielen. Wilhelm Eitel und das Kaiser-Wilhelm-Institut für Silikatforschung 1926–1945, Berlin 2005. 60 Seiten (Forschungsprogramm »Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus«, Ergebnisse 28)

## Summaries

Sebastian Ullrich

### Ernst H. Kantorowicz und Emil Ludwig: Zwei Kritiker der Weimarer Geschichtswissenschaft und die »Krisis des Historismus«

In der deutschen Geschichtswissenschaft machte sich nach 1918 ein starkes Krisengefühl bemerkbar. Der Zusammenbruch des Kaiserreiches trug zu dieser Verunsicherung ebenso bei wie die Infragestellung des wissenschaftlichen Objektivitätsideals und die »Krisis des Historismus«, des ehemaligen Leitparadigmas der Geisteswissenschaften. Gleichzeitig hatte der Erste Weltkrieg zu einem großen Hunger nach Sinnstiftung und historischer Orientierung geführt – ein Bedürfnis, das die professionellen Historiker nicht erfüllen konnten. Sie drohten daher ihre Deutungshoheit über das nationale Geschichtsbild zu verlieren. Das Krisengefühl der Historiker und ihre Angst vor Bedeutungsverlust machten sich insbesondere an zwei jüdischen Autoren erfolgreicher historischer Biographien fest: Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz. Es war daher kein Zufall, dass beide Ende der 20er Jahre von der »Historischen Zeitschrift« attackiert wurden, als die »Zunft« zur Gegenoffensive überging. Der Aufsatz beleuchtet die biographischen, ideologischen und politischen Hintergründe dieser beiden Herausforderer der Weimarer Geschichtswissenschaft, schildert ihre methodisch-theoretischen Gegen-

konzeptionen zum Historismus und arbeitet die geschichtspolitischen Absichten ihrer Biographien heraus.

After 1918, German historians perceived the state of their profession as critical. The breakdown of the Wilhelmine Empire had shaken their political confidence, their ideal of objectivity in historiography was publicly challenged and the so called »crisis of historicism« questioned the foundations of their scientific approach. At the same time, the First World War resulted in a hunger for historical orientation and »meaning« in general – a need which Weimar's professional historians couldn't match. Therefore, they feared to lose their impact on the historical imagination of the German nation. Due to their enormous public success, this sentiment of crisis was linked with two Jewish authors of historical biographies: Emil Ludwig and Ernst Kantorowicz. Thus, when the German historical profession launched its counter-offensive in the late 20ies, they were picked as the first ones to be attacked. The essay examines the biographical, ideological and political backgrounds of Ludwig and Kantorowicz and analyzes their theoretical challenges to the historicist paradigm and their politics of history.

Lothar Peter

### Neue soziale Bewegungen, soziale Frage und Krise der Arbeit: Sozialkritik in der französischen Soziologie heute (Teil II)

Im Mittelpunkt des zweiten Teils dieses Aufsatzes stehen die Themen Krise der

Arbeit, soziale Erosion und der Niedergang der traditionellen Arbeiterkultur und wie sie zusammen hängen. Es wird sichtbar gemacht, dass die postfordistische Modernisierung der Arbeit in mehrfacher Hinsicht zerstörerische Auswirkungen hat: Sie untergräbt die kollektive Arbeitserfahrung der Industriearbeiter, schwächt die bisherige Klassenbasis der Arbeiterbewegung und löst soziale Bindungen außerhalb der Arbeit auf. Der soziale, moralische und kulturelle Verfall in den Vorstadtghettos und die Revolten meist ausländischer Jugendlicher sind deshalb auch als Reaktion auf die Krise der Arbeit und der Arbeiterbewegung zu interpretieren. Das Konzept eines »neuen Geistes des Kapitalismus« versucht Antworten auf die Frage zu geben, wie Sozialkritik unter den Bedingungen vernetzter und projektförmiger Arbeitsprozesse begründet werden kann. Die im Artikel referierten und kommentierten Beiträge zu einer sozialkritischen Soziologie in Frankreich heute spiegeln noch immer sowohl den großen Einfluss von Emile Durkheim und der Durkheim-Schule als auch der marxistischen und sozialistischen Denktradition wider.

The central themes of this second part of the article are the labour crisis, social erosion and the decline of the traditional working class culture, and their relation to each other. The author demonstrates that the post-Fordist modernisation of labour has multifaceted, destructive consequences: it undermines the collective work experience of the industrial workers, weakens the present class basis of the labour movement and dissolves social connections beyond labour. Therefore, the social, moral and cultural decline in

the suburban ghettos and the revolts of mostly foreign youngsters are to be interpreted also as a reaction to the labour crisis and the labour movement. The concept of a »new mind of capitalism« attempts to answer the question how social criticism can be justified under the conditions of networked and project-shaped processes of work. A review of the current sociocritical sociology literature in France suggests a continuous influence of Emile Durkheim and the Durkheim school as well as of Marxist and socialist thought.

**Jörg Wollenberg**  
**Ada und Theodor Lessing: Heimkehr unerwünscht**

Mitte März 1933 wurde Ada Lessing (1883–1953) gezwungen, die Leitung der Volkshochschule (VHS) Hannover aufzugeben und auf das Reichstagsmandat für die SPD als Nachrückerin zu verzichten. Fast zum gleichen Zeitpunkt kam der preußische Minister für Wissenschaft und Kunst der Bitte des Rektors der TH Hannover nach, Theodor Lessing (1872–1933) die *venia legendi* endgültig zu entziehen. Beide emigrierten in die Tschechoslowakei, wo sie ein Landerziehungsheim für jüdische Emigrantenkinder eröffnen wollten. Am 30. 08. 1933 wurde Theodor Lessing das erste prominente Opfer eines von der Nazi-Führung beauftragten Mordanschlags im Ausland. Ada Lessing überlebte und wartete nach 1945 in Großbritannien vergeblich auf einen Rückruf aus der Heimatstadt, obwohl prominente Vertreter des englischen Exils sich für sie einsetzten. Auch der eng

## KRITIK

mit der Familie Lessing verbundene niedersächsische Kultusminister Adolf Grimme und der einstige Lessing-Schüler Otto Brenner von der IG Metall konnten nichts für sie bewirken. Während sich der national gesinnte Sozialdemokrat Heiner Lotze eher für ehemalige Nazis verwandte als für Remigranten. Denn nicht nur in der roten Hochburg Hannover, die Noske zum Oberpräsidenten gemacht und die Hindenburg zum Ehrenbürger gewählt hatte, dominierte bereits früh die »Ordnungsidee der Volksgemeinschaft« mit ihren Verbindungen in die Arbeiterbewegung hinein. Und bis heute haben die vielfältigen Spielarten des »nationalen Sozialismus« mit seinem Plädoyer für »nationale Standortinteressen« und die Enttabuisierung des Militärischen hier eine wirksame und weit reichende Tradition in der SPD und den Gewerkschaften. Sie dürfen nicht mit dem Nationalsozialismus gleichgesetzt werden, sind aber wirkungsgeschichtlich von ihm nicht zu trennen.

In mid-March 1933, Ada Lessing (1883–1953) was forced to resign her position as managing director of the Volkshochschule Hannover as well as her mandate to the Reichstag. About the same time, the Prussian Minister for Science, Art and Education followed a request by the president of the Technical University in Hannover to strip Theodor Lessing (1872–1933) of his *venia legendi* (permission to teach). Both emigrated to Czechoslovakia where they intended to open a *Landerziehungsheim* (boarding school) for Jewish emigrant children. On August 30, 1933, Theodor Lessing became the first prominent victim of an assassination commissioned by the Nazis in a foreign

country. Ada Lessing survived. After 1945, while in Great Britain, she waited in vain for an invitation to return to her home town – despite support from prominent representatives of the English exile. Adolf Grimme, Minister of Education for Lower Saxony and closely related to the Lessings, and Otto Brenner of IG Metall and a former student of Theodor Lessing's, were also unable to help her. All the while, Heiner Lotze, a nationally-oriented social democrat, rather lent his support to former Nazis than re-emigrants. The »concept of *Volksgemeinschaft*« and its connections to the labour movement dominated early on not only in the red stronghold of Hannover, which had elected Noske its president and Hindenburg an honorary citizen. Even today, the multifaceted rules of »national socialism«, calling for »national interests« and the removal of military taboos, have an effective and far-reaching tradition within the SPD and the unions. They must not, however, be equated with National Socialism, but they were directed by it.

### **Andrea Komlosy Historischer Kapitalismus oder endlose Kapitalakkumulation im Weltmaßstab? Plädoyer für die Auseinandersetzung mit Andre Gunder Franks »Re-Orientierung im Weltsystem«**

Andrea Komlosy setzt sich mit Andre Gunder Franks viel und sehr kontrovers diskutiertem Buch »ReOrient. Global Economy in the Asian Age (1998) auseinander, das sie als Herausforderung für viele zur Selbstverständlichkeit geworden-

ne Erklärungen für Entstehung und Entwicklungsperspektiven des globalen Kapitalismus begreift. Frank unterscheidet sich von anderen Weltsystemtheoretikern dadurch, dass er die Weltwirtschaft am Beginn der europäischen Expansionen bereits als ein weltumspannendes System ansieht, dessen Dynamik allerdings nicht von (West-)Europa, sondern von den in Asien befindlichen kommerziellen Zentren und Exportgewerberegionen ausging. Die Ablösung der asiatischen Hegemonie durch die (nordwest-)europäischen Industriestaaten fand erst im 18., im Fall von China im 19. Jahrhundert statt und leitete eine eurozentristische Interpretation der europäischen Vorreiterrolle in der Welt ein, die nicht zuletzt durch die aktuelle Verschiebung der Wachstumsdynamik nach Asien brüchig wird. Frank stellt eine Reihe von Annahmen, Modellen und Interpretationsmustern in Frage, die für eine kritische Analyse des Kapitalismus (als Produktionsweise, Gesellschaftsformation und Weltsystem) in der marxistischen Theoriedebatte Halt gebend waren und sind. Der Artikel greift einerseits die Rezeption und die Diskussion um das sachliche Zutreffen von Franks Ergebnissen auf und diskutiert andererseits um die möglichen Impulse, die von der Zurückweisung von Eurozentrismus und vom globalistischen Imperativ Franks ausgehen können.

Andrea Komlosy critically examines Andre Gunder Franks' often discussed and controversial book »ReOrient: Global Economy in the Asian Age« (1998). She finds that book challenges many of the commonly accepted explanations regarding the origins and development of

global capitalism. Frank distinguishes himself from other world system theorists by looking at the global economy as a worldwide system during the early stages of the European expansion. Its dynamics are not rooted in the (western) European but in the Asian commercial centres and export regions. The displacement of the Asian hegemony by the (northwestern) European industrial states did not occur until the 18<sup>th</sup> century and in the case of China not until the 19<sup>th</sup> century. The result was a eurocentrist interpretation of the European role in the world, which is now weakening due to the current shift in economic growth to Asia. Frank questions a number of assumptions, models and interpretations, which have been necessary for the critical analysis of capitalism (as a production method, societal formation and world system) within the Marxist paradigm. The essay, on the one hand, talks about the limitations of Franks' conclusions and, on the other hand, discusses the implications emanating from the rejection of eurocentrism and Franks' global imperative.

---

## Autorinnen und Autoren

**Marc Buggeln** MA, Historiker, promoviert an der Universität Bremen über das Außenlagersystem des KZ Neuengamme (M. B.)

**Christian Geulen** Dr., Juniorprofessor für Neuere Geschichte an der Universität Koblenz-Landau

**Mario Keßler** Prof. Dr., Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam, apl. Prof. an der Universität Potsdam, derzeit Gastprofessor an der Yeshiva University, New York

**Albrecht Kirschner** MA, Historiker, Geschichtswerkstatt Marburg, seit 2000 Mitarbeiter in verschiedenen Forschungsprojekten zur justiziellen Zeitgeschichte an der Universität Marburg

**Andrea Komlosy** Prof. Dr., Professorin für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien

**Marcel van der Linden** Prof. Dr., Hochschullehrer an der Universität Amsterdam, Forschungsdirektor des IISG Amsterdam und Verantwortlicher Redakteur der International Review of Social History (M. v. d. L.)

**Andreas Mix** MA, Historiker, Doktorand am Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, Dissertationsprojekt: »Nach dem Ghetto. Das Konzentrationslager Warschau«

**Lothar Peter** Prof. Dr., ehemaliger Hochschullehrer für Soziologie an der Universität Bremen

**Kim Priemel** MA, Wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte in Freiburg, promoviert zur Geschichte des Flick-Konzerns 1915–52

**Dominik Rigoll** MA und Maître d'histoire, Doktorand an der FU Berlin und Stipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung

**Karl Heinz Roth** Dr. med. Dr. phil., Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bremen (K. H. R.)

**Olaf Stieglitz** Dr., Nordamerikahistoriker an der Universität zu Köln, 2005 Feodor Lynen Stipendiat der Alexander von Humboldt Stiftung (O. S.)

**Sebastian Ullrich** MA, promoviert an der Humboldt-Universität Berlin zum Thema: »Weimar« und die politische Kultur der Bundesrepublik in der Ära Adenauer

**Jörg Wollenberg** Prof. Dr., ehemaliger Hochschullehrer für Weiterbildung an der Universität Bremen

## JURISTISCHE ZEITGESCHICHTE IM BWV

Diemut Majer

**Nationalsozialismus im Lichte  
der Juristischen Zeitgeschichte**  
**Ideologie – Staat – Besatzungsregime in Europa 1939-1945**  
*2002, 298 S., geb., 46,- €, ISBN 3-8305-0460-8*

Günter Gribbohm

**Das Reichskriegsgericht**  
**Die Institution und ihre rechtliche Bewertung**  
*2003, 198 S., geb., 36,- €, ISBN 3-8305-0585-X*

Gerhard Pauli, Thomas Vormbaum

**Justiz und Nationalsozialismus –  
Kontinuität und Diskontinuität**  
**Fachtagung in der Justizakademie des Landes NRW,  
Recklinghausen am 19. und 20. November 2001**  
*2003, 346 S., kart., 56,- €, ISBN 3-8305-0528-0*

Norbert Haase, Bert Pampel (Hrsg.)

**Die Waldheimer „Prozesse“ –  
fünfzig Jahre danach**  
**Dokumentation der Tagung der Stiftung Sächsische  
Gedenkstätten am 28. und 29. September 2000 in Waldheim**  
*2001, 136 S., kart., 25,- €, ISBN 3-8305-0401-2*

Andrea Feth

**Hilde Benjamin – eine Biographie**  
*1997, 278 S., kart., 28,- €, ISBN 3-87061-609-1*



**BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG**

Axel-Springer-Str. 54 b • 10117 Berlin

Telefon: (030) 84 17 70-0 • Telefax: (030) 84 17 70-21

E-Mail: [bwv@bwv-verlag.de](mailto:bwv@bwv-verlag.de) • <http://www.bwv-verlag.de>



**analysen fakten & argumente**

**institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.**

Das isw versteht sich als Wirtschaftsforschungsinstitut, das alternativ zum neoliberalen mainstream Analysen Argumente und Fakten für die wissenschaftliche und soziale Auseinandersetzung anbietet. Unser Anspruch ist, Wissenschaft in verständlicher Form darzustellen und anschaulich aufzubereiten.



isw-spezial Nr. 19 setzt sich kritisch mit dem moralischen Anspruch westlicher Kriegspolitik und deren Umsetzung in der Praxis auseinander. Besonderes Augenmerk liegt auf der massiven Verquickung vormals rein ziviler Konfliktbearbeitung mit militärischen Aspekten. (Mitherausgeber: IML e.V.)

**isw-Spezial 19**  
Nov. 2005 / 3,00 EUR + Vers.



isw-wirtschaftsinfo 38 mit einer Fülle von Fakten und Argumenten unter 17 Stichworten/Kapiteln – unentbehrlich für die stattfindenden Streiks und Tarifrunden, für Diskussionen in Betrieb, Gewerkschaft und Öffentlichkeit. Anschaulich aufbereitet mit zahlreichen Grafiken und Tabellen.

**isw-wirtschaftsinfo 38**  
April 2006 / 5,00 EUR + Vers.



Entgegen der Propaganda führt das Fortschreiten der neoliberalen, von Transnationalen Konzernen getriebene Globalisierung nicht zu einem höheren Wohlstand aller Länder, sondern Armut und Arbeitslosigkeit nehmen global zu – in den Ländern des Südens und in den Industrieländern des Nordens.

**isw-report 65**  
April 2006 / 3,- EUR + Vers.

### 14. isw-forum

## Alternativen zum Neoliberalismus

**Spielräume für keynesianische Reformen – marxistische Perspektiven einer neuen Gesellschaft**

**Samstag, 1. Juli 2006**

**10 bis 17 Uhr im DGB-Haus München**

Referenten u.a.:  
**Prof. Klaus Steinitz**  
**Dr. Jürgen Leibiger**  
**Leo Mayer**  
**Conrad Schuhler**

isw – institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.  
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München  
fon 089-130041 fax 089-1689415  
email [isw\\_muenchen@t-online.de](mailto:isw_muenchen@t-online.de)

[www.isw-munchen.de](http://www.isw-munchen.de)



# Zeitschrift für Weltgeschichte

## Interdisziplinäre Perspektiven

Herausgegeben von Hans-Heinrich Nolte  
für den Verein für Geschichte des Weltsystems

Redaktion: Dariusz Adamczyk, Ellen Baumann, Christian Lekon,  
Udo Obal, Gerhard Schmidt

Die **Zeitschrift für Weltgeschichte** (ZWG) bietet ein deutschsprachiges Forum für die internationale Debatte und Forschung über Global- bzw. Universalgeschichte. Sie sucht die Kooperation mit Regionalstudien, lädt zur Mitarbeit aus anderen Disziplinen ein und wendet sich an eine breite Öffentlichkeit.

Jahrgang 7, Heft 1 (Frühjahr 2006)

*Gerald Hödl:* Ein intellektueller Rebell. Zum Tod Andre Gunder Franks

*Michael Zeuske:* Vergleichen oder Vernetzen? Der Vergleich der Sklavereien in den Amerikas in historischer Perspektive

*Udo Obal:* Zwischen Freiheit und Zwang? Arbeit und Gesellschaft im frühneuzeitlichen Nordwestdeutschland

*Dariusz Adamczyk:* Zwischen (Welt)Markt und endogenen Zwängen: Die Entwicklung der Gutswirtschaft im Polen der frühen Neuzeit

*Peter Mario Kreuter:* Religiöser Zwang im Osmanischen Reich? Einige Hinweise zu Fragen der Konversion, der Knabenlese und dem Umgang mit der Kirche

*Thomas Neuner:* Kuba im Spannungsfeld zwischen Kaltem Krieg und Dekolonisierung: Kriegerische Konflikte im In- und Ausland (1956–1990)

Die Zeitschrift erscheint zweimal jährlich. ISSN 1615-2581

**Abonnement:** € 45.00\* / sFr. 67.00 / £ 30.00 / US-\$ 52.00

**Einzelheft:** € 27.60\* / sFr. 40.00 / £ 19.00 / US-\$ 30.95

\*Der €-Preis versteht sich inkl. der in Deutschland gültigen Mehrwertsteuer sowie zzgl. Versandkosten. Preisänderungen bleiben vorbehalten.

**Peter Lang GmbH · Postfach 94 02 25 · D-60460 Frankfurt am Main**  
Am schnellsten bestellen Sie über unseren Internetbookshop: [www.peterlang.de](http://www.peterlang.de)

Craig Phelan (ed.)  
**The Future of Organised Labour**  
Global Perspectives

*Oxford, Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt am Main, New York, Wien, 2006. 404 pp.*  
*ISBN 3-03910-508-6 / US-ISBN 0-8204-7514-9 pb.*  
*sFr. 99.- / €\* 68.80 / €\*\* 64.30 / £ 45.- / US-\$ 76.95*

\* includes VAT – only valid for Germany and Austria \*\* does not include VAT

This book brings together many of the today's leading labour scholars to assess the current state and future prospects of organised labour world-wide. It offers analysis of the causes and extent of the movement's current malaise from a variety of vantage points. It provides eight national and regional studies – China, Britain, France, the US, Eastern Europe, Brazil, Ghana and Cameroon – that detail problems faced and the revitalisation strategies trade unions have pursued in response. It also offers fresh scholarly perspectives on a host of pressing labour issues: the extent and impact of global corporate restructuring; the ongoing fight to achieve core labour standards; the enduring importance of gender and diversity; the fortunes of the international labour movement; the relationship between trade unions and NGOs; the intellectual response to organised labour's present predicament; and the role of labour in the global social justice movement. With its expansive focus and interdisciplinary approach, this collection will stand as a starting point for any investigation into the status of organised labour in the contemporary world.

Contents: Dan Gallin: Foreword – Craig Phelan: The Future of Organised Labour – Bill Dunn: Globalisation, Labour and the State – Mark Anner: The Paradox of Labour Transnationalism: Trade Union Campaigns for Labour Standards in International Institutions – Sue Ledwith: The Future as Female? Gender, Diversity and Global Labour Solidarity – Ronaldo Munck: Globalisation, Labour and the 'Polanyi Problem' – Peter Waterman: Trade Unions, NGOs, and Global Social Justice: Another Tale to Tell – Rob Lambert: An Early Phase of Transition: Global Corporations and the Reconfiguration of Trade Union Power – Steve Jefferys: Forward to the Past? Ideology and Trade Unionism in France and Britain – Dan Clawson: US Labour and the Neoliberal Challenge: Destruction or a New Upsurge? – Anita Chan: Realities and Possibilities for Chinese Trade Unionism – David Ost: After Postcommunism: Legacies and the Future of Unions in Eastern Europe – Andréia Galvão: Trade Unions and Neoliberal Politics in Brazil – Piet Konings: African Trade Unions and the Challenge of Globalisation: A Comparative Study of Ghana and Cameroon.

The Editor: Craig Phelan is senior lecturer at the University of Wales Swansea. He is editor of the journal *Labor History*.



**PETER LANG**

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien



## INHALT

### FORSCHUNG

SEBASTIAN ULLRICH: Ernst H. Kantorowicz und Emil Ludwig:  
Zwei Kritiker der Weimarer Geschichtswissenschaft und  
die »Krisis des Historismus«

LOTHAR PETER: Neue soziale Bewegungen, soziale Frage und die Krise  
der Arbeit: Sozialkritik in der französischen Soziologie heute (Teil II)

### MISZELLE

JÖRG WOLLENBERG: Ada und Theodor Lessing: Rückkehr erwünscht

### DISKUSSION — FORUM GLOBALGESCHICHTE (I)

ANDREA KOMLOSY: Historischer Kapitalismus oder  
endlose Kapitalakkumulation im Weltmaßstab?  
Plädoyer für die Auseinandersetzung mit Andre Gunder Franks  
»Re-Orientierung im Weltsystem«

### BUCHBESPRECHUNGEN UND ANNOTATIONEN